den; strukturierte Mißverständnisse sind entdeckt und besprochen worden. Solche Mißverständnisse können regelmäßig auftreten, und zwar in einem solchen Ausmaß, daß nationale Stereotype bestätigt werden. Weitere Untersuchungen sind nötig, um einzuschätzen, ob die Interaktionsformen, die hier besprochen wurden, schichtspezifisch sind und ob sie zur Analyse anderer Gesellschaften verwendet werden können.

Anmerkungen

1 Die hier analysierten Interaktionsformen und strukturierten Mißverständnisse beziehen sich also nur auf die oberen Mittelschichten im jeweiligen Land.

2 Obwohl spezifischer und lediglich eine Unterkategorie von Bourdieus Vorstellung von *Habitus*, zielt das hier angewandte Konzept von Interaktionsformen gleichfalls auf die Enthüllung und Identifizierung einer als selbstverständlich betrachteten Ebene des täglichen Lebens, die die Wahrnehmung der sozialen Welt organisiert und ein bleibendes Vermögen zur Strukturierung interpersonaler Beziehungen besitzt (vgl. Bourdieu 1982: 277 ff.).

3 Diese Unterschiede sind eingehender behandelt in Kalberg 1987, 1989, 1993.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Casse, Pierre (1983): Training for the Cross-Cultural Mind. Washington: Society for Intercultural Education.

Elias, Norbert (1969): Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde. Bern und München: Franke Verlag.

Goffman, Erving (1959): The Presentation of Self in Everyday Life. New York: Doubleday Anchor.

Goffman, Erving (1963a): Behavior in Public Places. New York: The Free Press.

Goffman, Erving (1963b): Stigma. Englewood Cliffs, N.J.: Spectrum.

Goffman, Erving (1967): Interaction Ritual. New York: Doubleday Anchor.

Goffman, Erving (1971): Relations in Public. New York: Basic Books.

Hall, Edward T. (1969): The Hidden Dimension. New York: Anchor Books.

Hall, Edward T. (1973): The Silent Language. New York: Anchor Books.

Hall, Edward T. (1977): Beyond Culture. New York: Anchor Books.

Kalberg, Stephen (1987): The Origin and Expansion of Kulturpessimismus: The Relationship between Public and Private Spheres in Early Twentieth Century Germany. In: Sociological Theory 5: 150–164.

Kalberg, Stephen (1989): Vor dem Hintergrund zweier politischer Kulturen: Amerikaner und Deutsche haben ein unterschiedliches Sowjetunion-Bild. In: Beiträge zur Konfliktforschung 4: 45–68.

Kalberg, Stephen (1993): Culture and the Locus of Work in Contemporary Western Germany: a Weberian Configurational Analysis. In: Neil J. Smelser/Richard Münch (Hrsg.), Theory of Culture. Berkeley: The University of California Press, S. 324-365.

Kluckhohn, Clyde (1949): Mirror for Man. New York: Appleton-Century.

Larson, Bob (1979): Your Swabian Neighbors. Hamburg: Atlantik-Brücke.

Lewin, Kurt (1936): Sozialpsychologische Untersuchungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. In: Die Lösung sozialer Konflikte. Bad Neuheim: Sieder Verlag.

Linton, Ralph (1936): The Study of Man. New York: Appleton-Century.

Linton, Ralph (1945): The Cultural Background of Personality. New York: Appleton-Century.

Simmel, Georg (1968): Soziologie. Berlin: Duncker & Humblot.

Tenbruck, F. H. (1964): Freundschaft: Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 16: 431–456.

Weber, Max (1972): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I. Tübingen: Mohr.

Weber, Max (1976): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.

Die Übersetzung aus dem Amerikanischen wurde vom Deutschen Akademischen Auslandsamt finanziert. Übersetzer: Guy B.E. Moore, durchgesehen von Stephen Kalberg und Claudia Wies-Kalberg

Franz Schultheis mit Barbara Bitting, Sabine Bührer, Patrick Kändler, Kristina Mau, Markus Nensel, Andreas Pfeuffer, Elke Scheib, Winfried Voggel

Repräsentationen des sozialen Raums im interkulturellen Vergleich. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft*

Der Beitrag liefert erste Einblicke in eine kulturvergleichende, wissenssoziologische Betrachtung der kollektiven Repräsentationen des Sozialraumes in zwei europäischen Nachbarländern: Frankreich und Bundesrepublik Deutschland. Beide Länder unterscheiden sich grundlegend im Hinblick auf ihre jeweiligen sta(a)tistischen Klassifikationssysteme („Stellung im Beruf" bzw. „sozioprofessionelle Kategorien"), d.h. hinsichtlich ihrer staatlich legitimierten und offizialisierten Taxonomien der Sozialwelt, was die interkulturell vergleichende Sozialstrukturanalyse vor schier unüberwindliche theoretische und methodologische Probleme zu stellen scheint.

Auf der Basis eines qualitativen Forschungsexperiments wurde der Versuch gemacht, die Klassifikationslogik der Probanden diesseits und jenseits des Rheins sozusagen „in der Praxis" zu beobachten und betreffs der Logik ihres Vorgehens wie auch ihrer Produkte einem systematischen Vergleich zu unterziehen.

Die auffallend unterschiedlichen Ergebnisse der Klassifikationsübung zwischen Franzosen und Deutschen bestanden vor allem darin, daß bei den Taxonomien der französischen Probanden eine starke Orientierung an den offiziellen sozioprofessionellen Kategorien vorfindbar war, im Gegensatz zu einer willkürlich erscheinenden Namensgebung in bezug auf die bundesdeutsche Statistik bei den deutschen Probanden, bei gleichzeitig hierarchiebetonter Vorgehenslogik in beiden Ländern. Diese Unterschiede zwischen den Alltagsklassifikationen und zwischen den legitimen Taxonomien des Sozialraumes wurden schließlich auf ihre jeweilige soziale Konstruiertheit und ihre gesellschaftlichen Rahmen- und Möglichkeitsbedingungen hin untersucht, wobei es nicht zuletzt auch um die Frage nach dem relativen Anteil von Soziologie an den öffentlichen Repräsentationen der Sozialwelt und dem „common sense of social structure" ging.

1. Zum gesellschaftlichen Kontext eines soziologischen Erkenntnisinteresses

Dort wo die Rede von „Individualisierung" oder „Pluralisierung" gesellschaftlicher Lebensbedingungen und -formen, wo von „Entstrukturierung" bzw. gar „Auflösung" traditioneller Klassen- oder Schichtdifferenzierungen zu hören ist und folgerichtig ein unter dem Passepartout-Begriff „Postmoderne" subsumierbares Konglomerat von End- bzw. Neuzeit-Szenarien entworfen wird, befindet sich der Betrachter „à la hauteur" der zeitgenössischen deutschen Sozialwissenschaften und am Puls des mit ihnen ziehenden – bzw. sie mitziehenden – Zeitgeistes.

* Dieser Beitrag entstand im Rahmen eines von Franz Schultheis geleiteten Projektseminars an der Universität Konstanz. Wir danken der Daimler-Benz AG, Stuttgart, für die gewährte finanzielle Unterstützung. Es liegt eine kürzere Fassung der Untersuchung in französischer Sprache vor (Schultheis 1993). Der Aufsatz ist unserem Mitarbeiter Winfried Voggel gewidmet, der die Veröffentlichung leider nicht mehr erleben konnte.

Litt deutscher Zeitgeist traditionellerweise an chronischer Verspätung, als das Projekt der Moderne aus der Taufe gehoben wurde und an entscheidenden Wegmarken anlangte, so hat er es nun umso eiliger, diesem ein Grab zu schaufeln und sich von der eigenen, ja stets verspäteten und unvollendeten „Moderne" für immer zu verabschieden.[1] Nimmt man schon die These von der Entstrukturierung bzw. Auflösung traditioneller klassen- bzw. schichtmäßiger Stratifikationen des bundesdeutschen Gesellschaftsgefüges als „realitätsgerecht" hin und zum Anlaß, der Epoche der Moderne ein Requiem zu intonieren, so hätte man darauf gar nicht so lange warten brauchen.

Schon im Jahre 1953 sprach Helmut Schelsky – ein von der aktuellen postmodernen Avantgarde wohl fälschlicherweise als Arrieregarde verschmähter Vertreter der soziologischen Zunft –, mit scheinbar seherischen Fähigkeiten begabt, von einem unausweichlichen Obsoletwerden des „Schichtbegriffes" angesichts unabweislicher „Nivellierungsprozesse" der bundesdeutschen Sozialstruktur (vgl. Schelsky 1979: 326).[2]

Möglicherweise liegt nun aber gerade das Neue und eigentlich Originelle postmoderner Entstrukturierungstheorien in ihrem Mut zur Paradoxie.

Während Schelsky es noch für naheliegend und nötig befand, seine These von der Entstratifizierung der bundesdeutschen Gesellschaft durch den Verweis auf eine zunehmende Nivellierung gesellschaftlicher Ungleichheiten beim Zugang zu Ressourcen wie Einkommen, Vermögen oder Bildung zu begründen, beharren die Protagonisten des Individualisierungs- und Pluralisierungstheorems in der Regel – ohne daß sich dabei merkliche kognitive Dissonanzen einzustellen scheinen – gerade auf der These einer unter Bedingungen fortbestehender deutlicher gesellschaftlicher Ungleichverteilungen stattfindenden Auflösung traditioneller Muster klassen- oder schichtmäßiger Differenzierung.

Diese Paradoxie tritt auch bei Ulrich Beck, dem wohl exponiertesten Vertreter aktueller bundesdeutscher Zeit- und Gesellschaftsdiagnostik, unkaschiert zutage und wird bei ihm in der folgenden dialektischen Argumentationsgestalt exemplarisch auf den Punkt gebracht:

These: Die Strukturen sozialer Ungleichheit weisen in allen entwickelten Ländern eine überraschende Stabilität auf.

Antithese: Auf der anderen Seite haben sich im gleichen Zeitraum Ungleichheitsfragen sozial entschärft („Fahrstuhleffekt").

Synthese: „Wir leben trotz fortbestehender und neu entstehender Ungleichheiten heute in der Bundesrepublik bereits in Verhältnissen *jenseits* der Klassengesellschaft, in denen das Bild der Klassengesellschaft nur noch mangels einer besseren Alternative am Leben erhalten wird" (Beck 1986: 121).

Gleichzeitig verweist der Autor in diesem Zusammenhang auf einen diesbezüglichen deutschen Sonderweg: „Die Entwicklung der Bundesrepublik unterscheidet sich z.B. von der Entwicklung in Großbritannien und in Frankreich. So ist in Großbritannien die soziale Klassenzugehörigkeit nach wie vor auch im Alltag deutlicher wahrnehmbar und Objekt bewußter Identifikation" (ebd.: 121f.).

Leider beläßt es der Autor bei diesem theoretisch weitreichenden Konstat: Der in postmodernen Paradoxien ungeübte bzw. unvirtuose Leser bleibt sich bei der berechtigten Frage nach dem „woher" und dem „warum" dieser Divergenzen selbst überlassen und fragt sich, warum der Autor letztere nicht entsprechend ihrer zentralen erkenntnistheoretischen Implikationen selbst folgerichtig zum Gegenstand seiner Reflexionen und Analysen macht, anstatt gleich in das „business like usual" zeitdiagnostischer Essayistik zurückzuverfallen.

Dies geschieht nämlich um den hohen Preis, daß die stilistisch zweifellos brillanten und in phänomenologischer Sicht treffsicheren Gesellschaftsanalysen der ja selbst konstatierten Paradoxie anheimfallen, anstatt ihr auf den Grund zu gehen.

Kontextspezifische Repräsentationsformen gesellschaftlicher Sachverhalte werden hierbei reproduziert, statt de- und rekonstruiert zu werden, soziokulturelle Spezifika werden ethnozentrisch verzaubert, anstatt mittels der Distanz komparativer Zugänge entzaubert zu werden, und letztlich läuft das „kritische" Unternehmen darauf hinaus, die

gesellschaftlichen „Mysterien" zu tränken, anstatt sie trockenzulegen. Die gewandelten Etiketten postmodernisierter Diskurse über „Entstrukturierung" und „Individualisierung" gesellschaftlicher Lebenszusammenhänge können kaum darüber hinwegtäuschen, daß wieder einmal neuer Wein in alte Schläuche gegossen wird, nunmehr allerdings gerade bei jenen Gruppen als gesellschafts- und theoriefähig goutiert wird, deren geballten Zorn Schelsky einst auf sich zog.[3]

Anders gesagt konstatiert der Autor betreffs homologer Strukturmerkmale fortgeschrittener Industriegesellschaften – nämlich der fortbestehenden ausgeprägten sozialen Ungleichheiten – eine für die Bundesrepublik spezifische mangelnde Sichtbarkeit eben dieser Ungleichheiten. Vergleichbare empirische Sachverhalte soziohistorisch analoger Konstellationen wären demnach Objekte kulturspezifischer (Re-)Präsentationsformen und Ausdrucksweisen.

Nun ist die soziologische Frage nach den aufgeworfenen interkulturellen Divergenzen der Repräsentation weitgehend homologer Strukturmerkmale fortgeschrittener Industriegesellschaften umso schwieriger anzugehen, als ja die Soziologien der jeweiligen gesellschaftlichen Kontexte selbst nicht unbeträchtlichen Anteil an deren „So-und-nicht-anders-Gewordensein" (Weber) haben. Anders gesagt bilden die anvisierten gesellschaftlichen Repräsentationsformen nicht einfach einen quasi naturwüchsig vorgegebenen Gegenstand soziologischer Analyse, sondern sind zu einem guten Teil Produkt der für moderne Gesellschaften charakteristischen sozialwissenschaftlich vermittelten sozialen Konstruktion von Wirklichkeit (vgl. hierzu: Bourdieu 1985, 1992a).[4]

Insofern wäre – so die im folgenden forschungsleitende Hypothese – „Soziologie" selbst in doppelter Weise in die anvisierte Problematik verstrickt: Einerseits muß davon ausgegangen werden, daß die interessierenden interkulturellen Divergenzen der Repräsentation sozialer Tatbestände selbst wiederum auf Differenzen der Form und des Anteils sozialwissenschaftlicher Theorie- und Forschungsarbeit im Prozeß der Konstruktion sozialer Wirklichkeit verweisen und der zeitgenössische Betrachter dieser interkulturellen Unterschiede es immer auch zum guten Teil mit der im Gegenstand sedimentierten Geschichte vorausgehender sozialwissenschaftlicher Konstruktionsarbeit zu tun hat. Andererseits scheint es ganz so, als ob die postulierte soziokulturelle Kontextualität und Spezifizität gesellschaftlicher Repräsentationen auch für die Sozialwissenschaften selbst gelte und sich in nicht unbeträchtlich divergierenden „nationalen" Theorie- und Forschungstraditionen niederschlage. Auch hieraus wäre zu folgern, daß ein systematischer interkultureller Vergleich gesellschaftlicher Repräsentationsformen ein wertvolles Mittel einer kritisch-reflexiven Distanzierung von je soziohistorisch gewachsenen sozialwissenschaftlichen Plausibilitätsstrukturen darstellen könnte.

Von der oben skizzierten Fragestellung her besehen dürfte es klar sein, daß ein solches Erkenntnisinteresse maßgeblich auf einen wissenssoziologischen Zugriff angewiesen ist, bei welchem es vorab darum bestellt sein muß, Grundlagen und Wirkungen verschiedener Repräsentationsformen gesellschaftlicher Strukturen in systematisch kontrollierter Weise vergleichend zu rekonstruieren.

Ein solcher Zugang soll nachfolgend anhand erster Erträge einer vergleichenden wissenssoziologischen Analyse der Repräsentationen des sozialen Raumes in Frankreich und der Bundesrepublik skizziert werden. Die hierbei leitende Fragestellung wird zunächst mittels eines Umweges über die Illustration konkreter „Übersetzungsprobleme" der interkulturellen Kommunikation über gesellschaftliche Sachverhalte hergeleitet.

Darauf folgt der Versuch einer Rekonstruktion der sich in diesem Beispiel konkretisierenden interkulturellen Divergenzen je „öffentlich" etablierter, legitimer sozialer Klassifikationen und Taxonomien in Frankreich und der Bundesrepublik. Die Herausarbeitung interkultureller Differenzen der „Produktionsformen und -bedingungen" gesellschaftlicher Repräsentations- und Klassifikationsformen soziostruktureller Gegebenheiten dient zugleich der Generierung von Hypothesen im Hinblick auf die nachfolgend

präsentierte vergleichende empirische Analyse der „Praxis" gesellschaftlichen Klassifizierens auf der Basis eines der Kulturanthropologie entlehnten und von Forschern des Nationalen Statistischen Amtes Frankreichs (INSEE) erprobten „quasi experimentellen" Verfahrens. Die präsentierten empirischen Befunde werden abschließend vor dem Hintergrund einiger allgemeiner theoretischer Annahmen über die „Sozio-Logik" des Klassifizierens diskutiert, wobei dem Aspekt der „Teilung der gesellschaftlichen Konstruktionsarbeit" ein besonderes Augenmerk gewidmet wird.

2. Erkenntnistheoretische Barrieren des Sozialstruktur-Vergleichs

In ihrem Nachwort zu der vor einigen Jahren erschienenen deutschsprachigen Ausgabe der Studie „Les cadres" von Luc Boltanski hebt Beate Krais das grundlegende Problem der Übersetzung eines Konzepts aus einem anderen kulturellen bzw. sozio-historischen Kontext hervor. Sie stellt hierzu fest, daß der Begriff „cadre" im strengen Sinne unübersetzbar bleibt, weil „im sozialen Leben der Bundesrepublik eine vergleichbare Gruppierung nicht existiert" (Krais 1989: 335). Da das Buch nun einmal einen Titel braucht, griff man notgedrungen zum Begriff der „Führungskraft", obwohl dieser, wie Krais selbst unterstreicht, zwar die innerbetriebliche Position des „cadre" wiedergibt, nicht jedoch die mit diesem Begriff repräsentierte „Sozialfigur".

Ganz ähnlich heißt es in einem Frankreichkunde-Buch von Menyesch und Uterwedde (1983: 93): „Cadres" sind eine der „Besonderheiten der französischen Sozialstruktur".

Bei solcherart Verwendung des Begriffs „Sozialstruktur" wird man jedoch stutzig. Zu fragen ist, auf welcher Betrachtungsebene man sich situiert, wenn man ein solches Spezifikum postuliert. Falls es sich um ein objektiv-empirisches Sozialstruktur-Verständnis handelt, so kann man einwenden, daß der Begriff „cadre" eine bestimmte „Funktion" kennzeichnet, die in bundesdeutschen Unternehmen und Bürokratien genauso anzutreffen ist wie in französischen: Es geht um vorwiegend akademisch gebildete, leitende Angestellte und höhere Beamte, also um abhängig Beschäftigte mit privilegierten Titeln und Stellen, prototypisch repräsentiert im sozio-professionellen Status des Ingenieurs, der im übrigen auch den historischen Kristallisationskern für die Herausbildung des „cadre" in Frankreich abgab.

Banal ausgedrückt: Französische Unternehmen rekrutieren französische „cadres" für ihre Niederlassungen in der Bundesrepublik, deutsche Unternehmen „leitende Angestellte" für ihre Niederlassungen in Frankreich. Ob es sich dann noch um „cadres" oder „leitende Angestellte" handelt, ist eine müßige Frage und erinnert an die scholastischen Debatten über das Geschlecht der Engel.

Unser Problem situiert sich demnach vorab auf der Ebene gesellschaftlicher Repräsentationen und ihrer interkulturellen Divergenzen.[5] Bei dem Begriff „gesellschaftliche Repräsentationen" handelt es sich allerdings um ein sehr vielschichtiges Konzept, dessen verschiedene Bezugsebenen auseinandergehalten werden sollten.

Der „cadre" ist zunächst ein geläufiger Begriff der französischen Alltagssprache: man redet von und über „cadres" und vor allem reden die „cadres" über sich selbst und benutzen dieses historisch noch sehr junge Konzept völlig selbstverständlich zur Selbstetikettierung mit einem leichten Anklang ständischen Selbstbewußtseins als eine Art „titre de noblesse" moderner Zeiten. Präsent und repräsentiert sind die „cadres" des weiteren in den Massenmedien: sie tauchen in Titelgeschichten und Schlagzeilen auf und haben sogar ihren eigenen „Stellenmarkt" in der Tagespresse. Weiterhin existiert der „cadre" in stereotyp verdichteter Form als eine je nach Standort des Betrachters belächelte oder beneidete Sozialfigur in der verbreiteten Formel des „jeune cadre dynamique", eine Art prototypischer Verkörperung moderner Wirtschaftseliten, wobei die semantischen Konnotationen dieser Kennzeichnung einige Parallelen zu unserem Import-Begriff des „Yuppie" aufweisen.

Repräsentiert wird der „cadre" des weiteren durch eigene Interessensvertretungen auf gewerkschaftlicher Ebene. Er hat im wahrsten Sinne des Wortes einen „Repräsentanten" im jeweiligen Präsidenten seiner Gewerkschaft, der „Confédération générale des Cadres", der in Form der politischen Delegation mit einer Zunge im Namen hunderttausender Cadres spricht.

Die Repräsentation des „cadre" als eigenständige Kategorie sozialer Wirklichkeit situiert sich darüber hinaus auf der institutionellen Ebene des Arbeits- und Sozialrechts. „Cadres" haben z.B. ihre eigene Altersversicherung und eigene Krankenzusatzversicherungen. Es handelt sich also um eine rechtlich geschützte Kategorie, die ähnlich wie im Falle des deutschen Angestellten die Frage nach den Schließungs- und Ausschließungsprinzipien dieser Kategorie erübrigt.

Schließlich ist noch auf eine weitere Ebene der gesellschaftlichen Repräsentation des „cadre" hinzuweisen, die möglicherweise von ausschlaggebender Bedeutung für das eingangs skizzierte deutsch-französische Übersetzungs- und Verständigungsproblem sein könnte: Der „cadre" ist neben den vorausgehend beschriebenen konvergierenden Repräsentationsformen seit dem Jahre 1954 eine Kategorie der offiziellen französischen Statistik, d.h. eine eigenständige „catégorie socio-professionnelle" (CSP), was Krais zwar kurz streift, jedoch nicht im Hinblick auf die theoretisch-methodologischen Implikationen für ihren deutsch-französischen Vergleich reflektiert.

Übersehen wird allzuleicht, daß es bei dem skizzierten Übersetzungsproblem rund um die Kategorie des „cadre" nicht primär um eine Frage des „Vokabulars", sondern essentiell um ein Problem der gesellschaftlichen „Syntax" geht. Anders gesagt handelt es sich um eine Kategorie eines spezifischen Klassifikationssystems, um ein Element aus einer übergreifenden Struktur bzw. um einen Namen aus einer institutionalisierten Nomenklatur und darf – zumindest wenn man die Grundregeln des soziologischen Metiers in Rechnung stellt[6] – nicht isoliert betrachtet bzw. verglichen werden. Erst dieses gesellschaftliche Klassifikationssystem verleiht der Kategorie „cadre" ihre spezifische Bedeutung und einen eigenen Stellenwert.[7]

Als Kategorie der offiziellen Berufsstatistik ist der „cadre" nicht nur in allen denkbaren gesellschaftlichen Diskursen und Repräsentationen gesellschaftlicher Tatbestände omnipräsent, sondern darüber hinaus handelt es sich hier analog zur „önologischen" Kategorie der „appellation contrôlée" bestimmter Weinlagen um ein staatlich geschütztes Etikett, welches gegenüber konkurrierenden gesellschaftlichen Etikettierungen, wie etwa jenen sozialwissenschaftlicher Schichtmodell-Konzepte oder Begriffe weltanschaulich-ideologischer Provenienz, einen beachtlichen Legitimationsvorsprung hat.

„Cadres", das sind nur die in der amtlichen Statistik ausgewiesenen Personengruppen, exakt beziffert und klar von den angrenzenden Kategorien abgesetzt. Zu finden sind solche Angaben im „Annuaire Statistique de la France", dem Pendant zum Statistischen Jahrbuch der Bundesrepublik, welche die wohl jeweils offiziellste, gesellschaftlich verbindlichste Form der Repräsentation sozialer Wirklichkeit darstellen.[8]

Die These lautet also: Das eingangs skizzierte deutsch-französische Übersetzungsproblem resultiert aus unterschiedlichen sozio-historisch gewachsenen Klassifikationsformen und -logiken, deren offiziellste, verbindlichste und mächtigste Ausdrucksform sich über die Taxonomien der amtlichen Statistik erschließt. Das Vorhandensein dieser deutlich divergierenden Kodes der Repräsentation der Sozialwelt ist u.E. des weiteren für die sehr verbreiteten und grundlegenden Verständigungs- und Rezeptionsprobleme zwischen der deutschen und der französischen Soziologie mitverantwortlich.

Zur Annäherung an diese interkulturellen Divergenzen empfiehlt sich zunächst ein Längsschnittvergleich der deutschen und französischen Berufsstatistik. Ein solcher Längsschnittvergleich ist – wie man schon bei oberflächlicher Betrachtung schnell feststellen kann – für das Beispiel der deutschen Berufsstatistik und ihrer Kategorien müßig. Die Aufgliederung der Erwerbspersonen nach den fünf Gruppen der „Stellung im Beruf" – Selbständige, Mithelfende Familienangehörige, Beamte, Angestellte und Arbeiter – steht seit mehr als einem halben Jahrhundert wie ein Fels in der Brandung sozialen Wandels und grundlegender sozio-ökonomischer Umwälzungen der deutschen So-

zialstruktur und legt erstaunliche Kräfte historischer Beharrung an den Tag.

Ihr französisches Pendant jedoch erlebte im Jahre 1954 eine radikale Umstrukturierung und schließlich im Jahre 1982 eine nochmalige, wenn auch nicht so grundlegende Anpassung. Die im Jahre 1954 in Frankreich vollzogene Totalrenovation der offiziellen Sozialstatistik und ihrer sozio-professionellen Taxonomie[9] kann durchaus als eine kleine Revolution im Bereich der gesellschaftlichen Repräsentation sozio-struktureller Tatbestände angesehen werden, die im übrigen auch in Deutschland zur gleichen Zeit „in der Luft" lag.

Wir zitieren als eine von vielen Quellen eine Rede des Oberregierungsrates Zopfy vom Bayrischen Statistischen Landesamt aus dem Jahre 1955, gehalten vor der 26. Jahresversammlung der Deutschen Statistischen Gesellschaft in Augsburg.

Zopfy setzt sich in seinem Referat kritisch mit der statistischen Erfassung des Berufs und der Stellung im Beruf im Hinblick auf ökonomische, vor allem aber auf soziologische Untersuchungen auseinander. Er beklagt, daß die Kategorien der Stellung im Beruf fälschlicherweise und mangels stringenterer Kategorien als soziale Stellungen mißverstanden würden und unterstreicht weiter wörtlich: „Sein Wert (das Merkmal Stellung im Beruf) ist infolge seiner Primitivität für subtilere Untersuchungen sehr fragwürdig." Daraufhin entwirft Zopfy ein Programm einer angemessenen sozialstatistischen Erfassung der sozialen Schichtung der bundesdeutschen Bevölkerung, welches einerseits in bester deutscher Tradition steht – man denke etwa an Geigers Analysen der sozialen Schichtung des deutschen Volkes oder Webers Konzeptualisierung von Klassenlagen – andererseits noch sehr aktuell ist, da sich nun einmal seit Zopfys Rede in der deutschen Berufs- und Erwerbsstatistik nichts bewegt hat.

Oberregierungsrat Zopfy skizziert ein statistisches Klassifikationsmodell, in welchem unterschiedliche Faktoren, die den „sozialen Ort" des Individuums bestimmen, kombiniert sind: der Beruf in Verbindung mit der Stellung im Beruf bzw. der Funktion oder der Stellung im Betrieb sowie das dem Beruf eigene gesellschaftliche Ansehen, ferner Besitz, Einkommen, Ausbildung, Lebens- und Konsumgewohnheiten und manches andere mehr und betont, daß diese Merkmale sich in den verschiedenen Schichten verzahnen und kumulieren und sich des weiteren zu einem hierarchischen Gesellschaftsgefüge zusammenfassen ließen. Konkret schlägt er eine soziale Rangordnung von 8 bis 10 Kategorien vor, die sich vorab an die Dimensionen der jeweiligen Verfügung über Einkommen und schulische bzw. berufliche Qualifikation anlehnt und hierbei quer zu den bei der Stellung im Beruf sedimentierten, rein sozial- und arbeitsrechtlich definierten Klassifikationen liegt. Wie Zopfy betont, wäre eine solche soziologienahe amtliche Sozialstatistik technisch kein Problem und bedürfte nur einer Anpassung der Erhebungstechniken und der nachfolgenden Kodierarbeit bei den Statistischen Ämtern selbst (Zopfy 1955).

Wie man weiß, ist dieses Programm „Programm" geblieben, und bis zum heutigen Tage verstummt das Klagelied deutscher Soziologen über die Wirklichkeitsferne der deutschen Sozial- und Berufsstatistik nicht mehr. Stellvertretend für viele andere seien die Autoren des Soziologischen Almanachs zitiert:

„Die amtliche Statistik bietet im Hinblick auf die soziale Schichtung wenig Informatives. Die in amtlichen Erhebungen verwendete Klassifikation nach der sozial- und arbeitsrechtlichen ‚Stellung im Beruf' ist für die Analyse sozialer Ungleichheit nicht sehr ergiebig". Weiter im Text: „Trotz einiger Bemühungen in dieser Richtung, ist es der amtlichen Statistik bisher nicht gelungen, eine den Aspekt der sozialen Ungleichheit ausreichend berücksichtigende sozioökonomische Gliederung zu erstellen" (Ballerstedt/ Glatzer 1979).

Daß eine solche soziologienahe öffentliche Berufs- und Sozialstatistik tatsächlich realisierbar ist, zeigt uns hingegen das Beispiel der amtlichen Statistik Frankreichs, wo sich etwa zur gleichen Zeit, als Zopfy seine bis heute unrealisierten Reformvorschläge entwickelte, eine solche Klassifikationslogik durchsetzte. Es handelt sich um die bereits erwähnten „catégories socio-professionnelles", zu denen eben auch diejenige des „cadre" zählt. Kennzeichen dieser offiziellen sozialstatistischen Taxonomie ist u.a. ihre unverbrämt hierarchische Struktur auf der Basis einer Kombinatorik von Aspekten der „Stellung im Beruf" (selbständig-unselbständig) mit jenen der Stellung im Betrieb, deren Rückgrat sich in der relativ starken Korrelation von Qualifikations- und Einkommensniveaus findet.

Was in diesem Zusammenhang interessiert ist zum einen die Frage nach den gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen der Durchsetzung einer solchen soziologienahen amtlichen Klassifikationslogik in Frankreich und der Nichtrealisierung eines solchen Programms in den Statistischen Ämtern der BRD, zum anderen die Frage nach möglichen Effekten und Konsequenzen dieser deutlichen interkulturellen Differenzen der Repräsentation des sozialen Raums im Bereich des Alltagsdenkens und -handelns.[10]

In der hier angelegten konstruktivistischen Perspektive ist auch die Institution der amtlichen Statistik selbst als Teil der „Sozialstruktur" zu behandeln. Ihre spezifischen gesellschaftlichen Voraussetzungen – im Sinne von jeweiligen Produktions- oder Konstruktionsbedingungen und -spielräumen – schlagen sich – so unsere These – auch in ihren Produkten nieder, welche dann selbst wiederum, nicht zuletzt aufgrund ihrer spezifischen „Autorität", mittels der ihnen eigenen Form der symbolischen Repräsentation von Wirklichkeit auf die Wirklichkeit einwirken.

Zunächst soll hier die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der französischen Klassifikation in der notwendigen Kürze rekonstruiert werden, wobei ihr deutsches Pendant als allgemein bekannte Hintergrund- und Kontrastfolie dienen soll.

Die im Jahre 1954 vom Nationalen Statistischen Amt Frankreichs (INSEE) erstmals bei einer Volkszählung eingesetzte Klassifikation nach sozio-professionellen Kategorien wurde drei Jahre zuvor von einem Mitarbeiter des INSEE – Jean Porte – entwickelt und war von ihm zunächst nur für einen hausinternen und limitierten Gebrauch geplant. Porte stellt in einem Artikel aus dem Jahre 1961 retrospektiv hierzu fest, er habe schlicht eine leicht handhabbare, pragmatische Klassifikation der französischen Bevölkerung für Zwecke der Marktforschung und Wirtschaftsplanung gesucht und – wie er meint – mit den „catégories socio-professionnelles" auch gefunden. Deren Güte bemesse sich allein am Umstand, über die gewählten Kategorien ein hohes Maß an relevanten Korrelationen einer Vielzahl sozialer Merkmale und Verhaltensweisen der gebildeten Gruppen zu erreichen. Seine Klassifikation sei schlicht „empirisch" orientiert, ohne sich an einer expliziten theoretischen Position auszurichten. Außerdem, so schreibt Porte, sei dieses Klassifikationssystem „grob" und notwendigerweise unperfekt, denn er habe natürlich nicht alle denkbaren alternativen Feingliederungen ausprobiert, sondern die gewählt, die ihm am „geeignetsten" erschien.[11]

Was Porte mit dem Hinweis auf die „empirische" Orientierung seines Modells – man spricht heute von einem „système empirique raisonné", also einem „theoriegesättigten empirischen Modell" – betonen wollte, ist, daß es unabhängig von den zu seiner Zeit vorherrschenden marxistischen Klassenmodellen entwickelt wurde, zu denen Porte als deklarierter Anarcho-Syndikalist auf Distanz ging.

Wie dem auch sei: Das Klassifikationssystem Portes erlebte ab dem Jahre 1954 einen unglaublichen Siegeszug. Zunächst wurden die Ergebnisse der Volkszählung nach diesen Kategorien aufgeschlüsselt und präsentiert, dann folgten eine Vielzahl großangelegter repräsentativer Studien anderer Forschungseinrichtungen wie jene zur differentiellen Mortalität und Natalität seitens des „Institut National d'Études Démographiques" (INED).[12]

Besonders wichtig für diesen Diffusionsprozeß waren des weiteren die französischen Massenmedien, die die vom INSEE produzierten Analysen gruppenspezifischer Konsum- und Freizeitgewohnheiten, Einkommens- und Vermögenslagen, Bildungschancen und kulturellen und religiösen Praktiken millionenfach reproduzierten.

So entstand in den letzten vier Jahrzehnten in Frankreich durch sukzessive Forschungen auf der Basis eines kohärenten Sozialstrukturmodells eine ausgefeilte Sozial-

topographie, die den sozialen Raum entlang den in den „CSP" vorgegebenen sozialen Grenzziehungen bis in die feinsten Schattierungen kolorierte. Diese Art der Sozialtopographie hat mit den seit den 60er Jahren regelmäßig publizierten „Données Sociales" – dem Pendant der deutschen „Gesellschaftliche Daten" bzw. des „Datenreport" – sogar eine Art eigenen offiziellen soziologischen „Atlas" gefunden, der sich einer erstaunlichen Breitenwirkung erfreut.

Von gruppenspezifischen Formen der Partnerwahl bis hin zur Verteilung von Familientypen und Disparitäten beim Schulerfolg, von der Verteilung des Wohnraums bis hin zur sozialen Zusammensetzung der Wohnbevölkerung bestimmter Stadtgebiete bieten die „Données Sociales" ein ganzes Arsenal spannender sozialstatistischer Befunde an.

Aufgrund dieser enormen Zusammenschau soziologisch relevanter Sachverhalte hat sich das Klassifikationsmodell des INSEE zu einer Art „Apriori" der Repräsentation sozialer Wirklichkeit in Frankreich entwickelt.

Nun scheint es plausibel, daß diese interkulturellen Divergenzen der „offiziellen" Repräsentation und Thematisierung sozialer Wirklichkeit wohl auch mit je homologen Spezifika gesellschaftlicher Diskurse auf verschiedenen Ebenen der Repräsentation sozialer Wirklichkeit, von wissenschaftlichen bis hin zu alltäglichen Thematisierungen gesellschaftlicher Sachverhalte einhergehen. Dies ist zugleich die Leithypothese des nachfolgend beschriebenen Forschungsvorhabens, dem es darum bestellt war, zumindest ansatzweise Einblicke in die Zusammenhänge zwischen deutlich konstatierbaren interkulturellen Differenzen der „offiziellen" Repräsentation soziostruktureller Gegebenheiten und den mit ihnen jeweils einhergehenden Spezifika des „common sense of social structure" zu gewinnen.

3. Von der offiziellen Klassifikation und Taxonomie zum „common sense of social structure"

Vor einiger Zeit stellte Luc Boltanski zu dem in diesem Abschnitt anvisierten Problemzusammenhang fest:

„Die Beziehungen zwischen den ‚gelehrten' Konstruktionen der Soziologie und der Kompetenz, die Alltagsmenschen an den Tag legen, um sich in der Sozialwelt zurechtzufinden, wurden im Rahmen eines gemeinsam mit L. Thévenot zwischen 1980 und 1983 durchgeführten experimentellen Forschungsvorhabens deutlich herausgefiltert. Hierbei ging es darum, mittels einer Reihe von Tests und Spielen die jeweilige Klassifikations-Kapazität von Probanden zu eruieren. [...] Die Auswertung der Ergebnisse dieser Übungen zeigte einerseits die Verbreitung und Prägnanz sozialer Klassifikationen bei Nicht-Spezialisten, wobei den von den großen Institutionen der statistischen Produktion wie dem INSEE, aber auch von der Soziologie verwendeten ‚CS' ein besonderer Stellenwert zukam. Die Analysen verdeutlichten die bei den Probanden gegebene Kompetenz, eben jene Art der Induktion zu vollziehen, die den soziologischen Erkenntnismodus im Hinblick auf die Sozialwelt kennzeichnet [...]." (Boltanski 1990: 127 f., Fn. 1).

Anders formuliert kamen Boltanski und Thévenot mittels einer der Kulturanthropologie und der kognitiven Psychologie entlehnten quasi-experimentellen Methode der Beobachtung der „Praxis" von Klassifikationsprozessen (vgl. Rosch 1973, 1977, Rosch/Lloyd 1978) auf der Basis eines standardisierten, überschaubaren Sets an Informationen über soziale Merkmale fiktiver Personen zu dem Ergebnis, daß die von Nicht-Spezialisten bzw. „Alltagsmenschen" in Frankreich geleisteten Konstruktionen sozialer Kategorien in hohem Maße mit jenen der soziologischen Forschung und der offiziellen sozialstatistischen Klassifikation des sozialen Raums deckungsgleich sind (Boltanski/Thévenot 1983; Thévenot 1991).

Wie andernorts näher beschrieben (vgl. Desrosières/Thévenot 1988: 55) zielte dieses

Forschungsvorhaben darauf ab, Probanden bei der „praktischen Konstruktion einer sozio-professionellen Nomenklatur" zu beobachten und dabei Einblicke in die logischen Grundlagen von Klassifikationsprozessen zu gewinnen.

Den Probanden wurde ein Stapel mit 65 Karten vorgelegt. Auf jeder waren nebst einer fiktiven Namens- und Adressenangabe Informationen über Alter, Bildungsabschluß, Beruf, Status (Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Freiberufler), Zahl der Arbeitnehmer des jeweiligen Unternehmens und dessen Branche eingetragen.

Die Probanden hatten die Aufgabe, die beschriebenen Personen gemäß dieser Angaben nach eigenem Gutdünken zu „sozialen Gruppen" zusammenzulegen und die Karten entsprechend zu stapeln. Im Hinblick auf die Zahl oder Inhalte der zu bildenden Gruppen wurden keinerlei Vor- bzw. Angaben gemacht. Den Probanden wurde mitgeteilt, daß sie während des gesamten Ablaufs bereits getroffene Entscheidungen über Zuteilungen verändern könnten. Der Übungsleiter hielt die jeweils konstituierten Endprodukte der Klassifikationsprozesse auf einem Formular fest. Danach galt es, die für jede der gebildeten Kategorie „charakteristischste" Karte oben auf den Stapel zu legen und einen Namen für jede der Gruppen zu finden.

Diese Klassifikationsübungen wurden unter Anleitung von Sozialwissenschaftlern mit einer Reihe unterschiedlicher Probanden-Gruppen durchgeführt. Ihre Resultate lassen sich folgendermaßen kurz zusammenfassen:

Die Probanden gingen in der Regel tentativ-spielerisch an die ihnen gestellte Aufgabe heran, nahmen sich die Karten sukzessive vor und ordneten sie zunächst spontan nach groben Kriterien wie „eher hoch", „eher handwerklich" oder „eher ein Cadre" ein, bildeten nach dem Muster: „der hier erinnert mich an diesen da" Gruppen bzw. Stapel und gelangten auf der Basis einer solchen assoziativen Klassifikationslogik ohne Rekurs auf ein explizites Ordnungssystem zu sozialen Kategorisierungen. Diese nach dem Prinzip spontan empfundener „Wahlverwandtschaften" konstruierten Kategorien veränderten sich während des Klassifikationsprozesses: Neu hinzukommende Karten wurden auf der Basis eines oder mehrerer Kriterien den bereits gebildeten Gruppen zugeteilt, auch wenn sie hinsichtlich eines zuvor thematisierten gemeinsamen Kennzeichens der hier versammelten Profile abwichen. Mittels eines solchen intuitiv-spontanen Ordnens entstand Schritt für Schritt eine das gesamte Kartenset umfassende Klassifikation, die weder im Hinblick auf die jeweils thematisierten, des öfteren ad hoc veränderten Kriterien, noch hinsichtlich eines „logischen" Definitionsmodells als kohärent erachtet werden kann.

Nachdem für jeden der gebildeten Stapel die je „repräsentativste" Karte gefunden und oben aufgelegt war, hieß es, eine Bezeichnung für die gebildeten Kategorien zu finden. An diesem Punkte stellten die französischen Kollegen durchgängig einen radikalen Bruch im Prozeß der Klassifikationsübung fest. Die Probanden entwickelten Nomenklaturen, die auffällig an jene der „CSP" erinnerten. Hierbei kam weniger eine – im übrigen mit dem Bildungsgrad der Probanden steigende – mehr oder minder exakte Kenntnis der offiziellen Bezeichnungen, denn eine „Kapazität, sich der bei der Konstruktion der ‚CS' angelegten Logik anzupassen" zum Tragen (Desrosières/Thévenot 1988: 57). So findet sich z.B. der von einer Probanden-Gruppe gebildete Begriff des „unqualifizierten Arbeiters im tertiären Sektor" nicht in der Liste der CSP, entspricht jedoch deren Logik und könnte hier durchaus Verwendung finden und institutionalisiert werden.

In der zweiten Phase der Klassifikationsübung trat also eine andere Logik des Ordnens zutage, die im übrigen durchgängig zu einer grundlegenden Revision der zuvor produzierten Kategoriensysteme führte. Nach dem Akt der Benennung griffen die Probanden spontan nochmals zu den gebildeten Stapeln und überprüften deren Zusammensetzung vor dem Hintergrund der geleisteten Definition. Sie kontrollierten selbst die Kohärenz der jetzt explizit gemachten Kategorisierungen und versuchten sie mittels des Verschiebens und Neuordnens von Karten zu erhöhen.

Angesichts der vorausgehend dargelegten Ergebnisse des Forschungsprojekts kommen die französischen Kollegen zum folgenden

Schluß: „Aus den Ergebnissen kann gefolgert werden, daß die sozio-professionellen Kategorien heute weit genug verbreitet sind, um von Nicht-Spezialisten (‚les gens') benutzt und aufgespürt zu werden oder in Gestalt der Neubildung von Kategorien auf der Basis desselben Modells zum Tragen zu kommen" (ebd.: 58).

Hier drängt sich nun angesichts der zuvor herausgearbeiteten interkulturellen Divergenzen der offiziellen Repräsentation der Sozialwelt die Frage auf, zu welchen Ergebnissen man hierzulande auf der Basis eines solchen wissenssoziologischen Zuganges gelangen würde.

4. Erkenntnisinteressen und -wege eines wissenssoziologischen Sozialstrukturvergleichs

Aufgrund der nach den Expertenbefragungen beim Pariser INSEE geknüpften persönlichen Kontakte zur zitierten Forschergruppe wurde uns das beschriebene Forschungsinstrument zur Verfügung gestellt. Dieses wurde auf der Basis der bundesdeutschen Berufsstatistik und ihrer Nomenklatur übertragen und etwa im Hinblick auf die fiktiven Namen und Adressen der Personenkarten des Klassifikationsspiels oder die gebräuchlichen Bildungstitel adaptiert.

Ziel unserer Replikation der französischen Untersuchungen war es, mittels seiner quasi-experimentellen Grundlagen einen methodologischen Ausweg aus den grundlegenden erkenntnistheoretischen Dilemmata des interkulturellen Vergleichs zu suchen. Diese bestehen u. a. darin, daß die jeweilige soziohistorische und -kulturelle Spezifität, wie oben am Beispiel von Konzepten wie „cadre" oder „leitender Angestellter" erläutert, ja immer schon im empirischen Gegenstand materialisiert vorgegeben ist. In der Regel „löst" die sozialwissenschaftliche Komparatistik dieses Dilemma, indem sie es einfach ignoriert bzw. umgeht und durch sprachliche Übersetzungsakte artifizielle Entsprechungen schafft, letztlich dadurch „Unvergleichbares vergleichbar macht" (Durkheim 1975: 147).

Hier liegt nun aber gerade der große methodologische Vorzug der oben vorgestellten wissenssoziologischen Zugangsweise zu gesellschaftlichen Klassifikationen und Repräsentationen im interkulturellen Vergleich. Anstatt die jeweiligen Spezifika soziokultureller Repräsentationsformen und Taxonomien auf den technischen Aspekt eines mittels „Wörterbüchern" einfach zu lösenden linguistischen Problems zu reduzieren und dabei die zu einem anderen kulturellen Kontext bzw. Kode gehörenden Elemente unter vermeintlich „synonyme" muttersprachliche Konzepte zu subsumieren, bietet sich hier der Weg, mittels eines kontrollierten, quasi-experimentellen Zugangs Klassifikationsprozesse in praxi vergleichend zu beobachten. Statt also die Differenzen der kategorialen Ordnungen einfach als eine erkenntnistheoretische „qualité negligeable" zu überspielen, wird hier gerade die Konstruktion kulturspezifischer Kategoriensysteme unter Bedingungen optimaler Komparabilität nachvollziehbar (vgl. Schultheis 1989, 1991).

Anders formuliert heißt dies, daß ein solches wissenssoziologisches Vorgehen der vergleichenden Sozialstrukturanalyse deren kontextspezifische symbolische Dimension nicht einfach ausklammert, sondern diese selbst zum eigentlichen Forschungsgegenstand erhebt und dabei nicht unhinterfragt von vorgegebenen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit ausgeht, sondern gerade die ihnen zugrundeliegenden Konstruktionslogiken in ihrem tätigen Vollzug in den Vordergrund rückt.

Hierbei wird ein im übrigen traditionsreiches Erkenntnisinteresse der vergleichenden Soziologie reaktiviert, dem Durkheim und Mauss (1990) im Jahre 1903 unter dem Titel „Über einige primitive Formen von Klassifikation" eine richtungsweisende theoretische und methodologische Reflexion widmeten. Während Kulturanthropologen und Ethnologen seitdem den Klassifikationssystemen archaischer Gesellschaften ein reges Forschungsinteresse widmen und insbesondere strukturalistisch orientierte kulturvergleichende Analysen hier wichtige Erkenntnisfortschritte erzielten, zeigten und zeigen Soziologen in der Regel ein nur marginales Interesse an einem Vergleich der Klassifikationssysteme und Taxonomien moderner Gesellschaften, obwohl Durkheim und Mauss letztere richtigerweise in eine durchgängige soziohistorische Entwicklungslinie mit ersteren stellten: „Die primitiven Klassifikationen stellen also durchaus keine außergewöhnlichen Besonderheiten dar, für die es bei den kulturell höchst entwickelten Völkern keine Parallelen gäbe; [...] obgleich es in gewissen Hinsichten Unterschiede zwischen beiden gibt, weisen die primitiven Klassifikationen dennoch sämtliche wesentlichen Merkmale der wissenschaftlichen Klassifikationen auf. Zunächst einmal handelt es sich bei ihnen geradeso wie bei den wissenschaftlichen Klassifikationen um Systeme aus hierarchisch geordneten Begriffen" (Durkheim/Mauss 1990: 249).

Eine solche Vernachlässigung des „Symbolischen" bzw. des originär „Kulturellen" bei der vergleichenden Erforschung moderner Gesellschaften stellt u. E. einen signifikanten Niederschlag eines – wenn auch meist nur impliziten bzw. untergründigen – Sozialevolutionismus dar, der „harten" statistischen Indikatoren wie dem „Bruttosozialprodukt" oder der „Sozialtransferquote" klar eine Vorrangstellung einräumt. Daß der interkulturelle Vergleich auf der Basis solcher synthetischer Verfahren oft gerade an den eigentlich soziologisch relevanten Fragen vorbeisteuert, verwundert nicht weiter.

Als Illustration der hier postulierten Kontextualität von Repräsentationen „empirischer" Sachverhalte soll hier nur kurz auf das Beispiel der technisch ja exakt bezifferbaren radioaktiven Strahlung verwiesen sein: Obwohl Geigerzähler nach der Tschernobyl-Katastrophe in Freiburg und Colmar exakt die gleichen Strahlungswerte anzeigten, war jedoch die „Bedeutung" dieser Befunde – beobachtbar in konkreten Verhaltensweisen – dies- und jenseits des Rheins offensichtlich eine völlig andere und äußerte sich hier in heftigen Reaktionen, dort in völliger Gelassenheit. Ebenso wie betreffs unseres Gegenstandes „soziale Ungleichheit" kann also festgehalten werden, daß soziale „Risiken" oder „Probleme" nicht einfach gegeben sind, sondern Produkte eines kollektiven Prozesses der Thematisierung, Problematisierung bzw. „Skandalisierung" darstellen. Dort, wo empirische Sachverhalte nicht solcherart konstruiert werden, verschwinden sie natürlich ebensowenig, wie das Fieber eines Patienten sinkt, wenn man das Thermometer fortwirft, aber sie werden nun einmal nicht zum Gegenstand kollektiver Repräsentationen von Problemen und ziehen sich analog zum Phänomen der „invisible religion" in Enklaven subjektiven Empfindens und persönlichen Meinens von „Individuen" zurück.

Genau um dieses Empfinden und Meinen bezüglich der Schließungen und Ausschließungen der Sozialwelt geht es in dem nachfolgend beschriebenen Versuch einer interkulturell vergleichenden Analyse von Klassifikationsprozessen in praxi.

5. Über einige „moderne" Formen des Klassifizierens im Vergleich

Das von den französischen Kollegen beim INSEE übernommene Verfahren der Rekonstruktion von Klassifikationsprozessen wurde in den Jahren 1989 – 1990 in analoger Weise mit deutschen Probandengruppen zur Anwendung gebracht. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß wir die von den französischen Kollegen nur am Rande behandelte Frage nach intragesellschaftlichen Differenzen der Repräsentation des Sozialraums selbst zu einem zentralen Gegenstand des Forschungsdesigns machten, welcher jedoch angesichts fehlender Gegenstücke nicht in die nachfolgenden Analysen miteinbezogen werden kann.[13]

Die Klassifikationsübung wurde mit durchschnittlich vier bis sechs Zweiergruppen je unterschiedlicher beruflicher Profile durchgeführt. Neben Gebäudereinigern, Metallarbeitern, VerkäuferInnen, KrankenpflegerInnen, Handwerkern und GymnasiallehrerInnen wurden AnwältInnen und leitende Angestellte im süddeutschen Raum einbezogen. Die rund einstündigen Klassifikationsprozesse bzw. die sie begleitenden Diskurse und Debatten wurden auf Band aufgenommen und später transkribiert. Die Endprodukte des Klassifikationsprozesses wurden darüberhinaus durch einen Übungsleiter auf einem „Klassifikationsbogen" festgehalten. Ergänzt wurde dieses Verfahren durch einen Fragebogen, auf dem die Probanden einzeln

Angaben über persönliche Daten wie Bildungsabschlüsse oder Einkommenshöhe machten und sich des weiteren nachträglich in das von ihnen selbst entworfene Klassifikationsmodell wie auch in ein vorgegebenes konventionelles Schichtmodell einordneten. Im folgenden sollen die Befunde dieser Analysen entlang der von den „Spielregeln" vorgegebenen Chronologie von Arbeitsschritten vorgestellt werden.

5.1 Begriffloses Erkennen und Unterscheiden

Nach der standardisierten Erläuterung der „Spielregeln" durch einen ständig präsenten Übungsleiter begannen die Probanden in der Regel spontan mit einer ersten Sichtung der vorgelegten Karten und der auf ihnen enthaltenen Informationen.

Rückfragen betreffs der gestellten Aufgabe waren eher selten und tauchten erwartungsgemäß bei durch geringeres Bildungskapital gekennzeichneten Probandengruppen häufiger auf. Sie wurden vom Übungsleiter mit der lakonischen Wiederholung der Eingangs-Erläuterung beantwortet: „Schauen Sie sich die vorliegenden Karten an und ordnen Sie sie nach eigenem Gutdünken in Gruppen ein, so wie sie meinen, daß sie zusammengehören."

Während des Spielverlaufs wurde diese bewußt sehr offen gehaltene Spielanweisung fast regelmäßig in Form von Metakommunikationen über das Spiel und seinen mutmaßlichen Sinn kommentiert bzw. redefiniert. Einige Beispiele hierzu:

KrankenpflegerInnen (3):
A: „Wir müssen jetzt praktisch entscheiden, ob jetzt der höher gestellt ist als der?" B: „Nach was teilen wir denn eigentlich ein?" A: „Nach Beruf ..., ist er niedrig, ist er höher? Wir wollten das eigentlich nach der Schicht machen, ne?"

KrankenpflegerInnen (4):
A: „Nach welchen Kriterien sollen wir einteilen?" B: „Schulmäßig oder berufsmäßig?" A: „Einfach so von der Struktur her, von der Struktur her, von der sozialen Struktur."

LehrerInnen (5):
A: „Sieht so aus, als ob wir nach Bildung, Beruf und Stellung gehen. Ich denke, daß man intuitiv nach diesen drei Kriterien geht."

LehrerInnen (1):
A: „Wollen wir da nachher eine hierarchische Einteilung machen?" B: „Rauszufinden, wie hierarchisiert du die Gesellschaft siehst ... Welchem Beruf und welcher Stellung du welches Ansehn verleihst. Das ist die Frage, wie du deine Umwelt siehst ..."; A: „Das ist ja ein Klassenspiel"; B: „Wir fragen nicht nach dem Sinn."

Handwerker (2):
B: „Du mußt immer so denken, wie ich mit diesen Leuten zurecht komme. Weißt Du? Oder? Im besonderen denke ich an ihr Umfeld"; A: „Was war jetzt nochmal? Was soll jetzt zum Schluß rauskommen? Nach was sollen wir das sortieren? Wie wir die Gesellschaft einordnen, wie wir klassifizieren?" B: „Das heißt, wie vielschichtig unsere Gesellschaft ist. Ja das wird ziemlich kompliziert. Weil die Gesellschaft mußt du ja auch als Ganzes sehen."

Leitende Angestellte (1):
A: „Sie brauchen eigentlich nur danach gukken: Männlein, Weiblein, der Schulabschluß, was sie von Beruf sind. Und da sieht man ja denn, welche Aufgabe sie einnehmen." B: „Einfach mal von Oben nach Unten, die, die in der höchsten Schublade sind, bis ganz unten ..."; A: „Das ist ein Gesellschaftsbild der verschiedenen Berufsgruppen."

Leitende Angestellte (6):
A: „Die Gesellschaft gruppiert die Leute ja nach dem Einkommen, wir selber machen das ja."

AnwältInnen (3):
A: „Wollen wir es nicht so machen, daß wir Hierarchie ‚oben–unten' machen?" B: „Es geht um die Realität in unserm Kopf."

AnwältInnen (2):
B: „Kriterium für die Klassenbildung ist die Bildung ... halt die Schulbildung." A: „Wie ein Durchschnittsmensch die Leute einteilen würde." B: „Der Normalverbraucher guckt auf die Kohle in der Regel." B: „Eher auf das Ansehn ... eher auf das Auftreten."

VerkäuferInnen (1):
B: „Wer zusammenpaßt, oder?" A: „Der eine braucht drei Jahre zum, zum, zum ..." B: „Oder soll da jetzt praktisch ein Freundeskreis aufgebaut werden, oder?" A: „Na, sortieren wie wir wollen. Wir legen jetzt eine Kartei an, wir wissen nur noch nicht nach was." B: „Ja, und praktisch die Schicht, das ist ganz interessant, ja? Diese Kärtchen nach ihren gemeinsamen Eigenschaften zu beurteilen, nach sozialer Schicht oder Milieu ..."

Auffallend ist die Vielfalt der im Diskurs der Spieler explizierten Kriterien der Zu- bzw. Unterteilung, die entweder nebeneinander bestehen bleiben, sich chronologisch abwechseln, ständig wiederkehren oder auch verworfen werden. Auch wenn sich die Spielpartner eingangs auf eines oder mehrere explizite Kriterien einigten und festlegten, z.B. nach „Bildung und beruflicher Stellung" vorzugehen, kam es im Laufe des Spiels durchgängig zu einer Erosion dieser Absichten und oft auch zu heftigen Debatten über ihre Aussagekraft und ihren Stellenwert. Hierbei wurden offizielle Konzepte bürokratischer Rationalität wie jene der „Stellung im Beruf" mit Versatzstücken sozialwissenschaftlicher Konstruktionen wie „Prestige" oder „Status", analogen alltagssprachlichen Kennzeichnungen wie „Ansehen" oder „Verantwortung" und überraschend häufig auch mit ausgeprägt ressentimentgeladenen Etikettierungen wie: „nichts im Kopf", durchmischt. Einige Beispiele von Abfolgen explizierter Kriterien je Spiel:

Leitende Angestellte (2):
„vom geistigen Potential her", „selbständig sein", „vom Bildungsgrad her", „Dienstleistungen erbringen", „geistiges Niveau", „sozial tätig sein", „Verdiensteinheit", „Bildungsgrad", „Berufsstand", „gleiches Milieu", „Interessen", „Stellung im Beruf", „gebraucht werden", „mehr zum Geistigen hin", „Schulbildung", „künstlerisch tätig", „nach dem Einkommen", „von der Lohnsteuerkarte her", „Akademiker sein", „was gelernt haben".

AnwältInnen (6):
„von der Schicht her", „gesellschaftliche Macht haben", „sich im gemeinsamen Leben zusammentun", „Zahl der Arbeitnehmer", „Verdienst", „Alter beim Abschluß", „Grundgehalt", „von der Arbeit her", „vom Beruf her", „eine Ausbildung haben", „Berufsschulabschluß haben", „selbständig sein", „technische Berufe", „pädagogische Ausbildung", „so soziale Berufe", „altersmäßig", „die recht oberen Ränge", „die ganz Miesen", „das Milieu", „die Altersgruppen", „alles was mit Auto zu tun hat", „durchschnittliches Einkommen", „von der Mentalität her", „nach dem Status", „konservative Einstellung haben", „feste Arbeit haben".

KrankenpflegerInnen (4):
„schulmäßig", „berufsmäßig", „Alter", „vom Abschluß her", „was die dann tatsächlich machen", „was sie jetzt ausüben", „nach dem Wert des Berufs", „was sie so verdienen", „Stellung im Beruf und in der Gesellschaft", „nach dem Ansehn", „Verdienst", „Ausbildungsberuf", „Betriebsgröße", „Ahnung haben", „Verantwortung tragen", „mit vielen leuten zu tun haben", „Kohle machen", „von der Stellung her", „interessante Berufe", „guten Riecher haben", „mit Leistung", „relativ freischaffend", „wirklich das machen, was sie wollen".

Metallarbeiter (5):
„beamtet sein", „von der Macht her", „in die Schule gegangen sein", „selbständig sein", „den Meister machen können, „eigenen Betrieb haben", „Höhergestellte", „nett verdienen", „was Höheres sein", „kleinerer Schicht angehören", „am falschen Arbeitsplatz sein", „etwas, was jeder tun kann", „das Abi haben", „Großverdiener in unserem Lande", „Fachberufe", „Hilfskräfte", „mehr darstellen als", „vielseitige Berufe".

Wie schon viele der vorausgehend reproduzierten expliziten Kriterien der Differenzierung zwischen den im Kartenset angelegten sozialen Profilen illustrieren, sind die von den Probandengruppen spontan entworfenen Sozialtopographien ausgeprägt hierarchisiert und bis in die Wortwahl hinein verweisen die Thematisierungen des Klassifizierens durch die Spielenden auf eine „räumliche"

Repräsentation und Präsentation der Sozialwelt, bei der die Dimensionen des Spieltisches sozusagen stellvertretend für jene des entfalteten Sozialraums fungieren: man spricht etwa vom „da hoch legen", „ganz oben die Höhere", „aber nicht so hoch", „danebenlegen" oder „auf eine Stufe mit stellen", sagt, man solle eine neu hinzukommende Karte „da rübermachen", „nein, nebeneinander", fragt „hoch oder runter", und bekommt zu hören „über den da", oder „nicht genauso hoch".

In dieser Phase konkreter „Güter-Abwägungen" traten bezeichnenderweise auch die heftigsten Dissense zwischen den Spielpartnern auf:

Krankenpfleger (2):
A: „Ein Immobilienmakler ist in meinen Augen nicht viel. Aber Schulabschluß schon." B: „So schnell wird man das nicht ..." A: „Stimmt, aber Ingenieur hat irgendwie einen höheren Stellenwert. Für mich kommt es nicht nur auf das Einkommen an", und später: A: „Der hat Abi, der bloß Hauptschule." B: „Was heißt hier bloß".

Handwerker (4):
A: „Dann nennen wir den einfach so: zuwenig draus gemacht"; B: „Ja, angenommen, der Typ, der ist ganz einfach doof? Da kannst Du nicht sagen, daß der nicht genug gemacht hat. Wenn der von daheim, von der sozialen Schicht vielleicht ein wenig mehr mitbekommen hätte, wenn Mutter keine Trinkerin gewesen wäre, oder der Vater, wenn das Kind von daheim mehr Unterstützung bekommen hätte. Wenn jemand schlichtweg eine Scheibe Intelligenz fehlt, dann ist er weniger ‚pech oder faul' – das ist einfach so gegeben."

Lehrer (1):
B: „Man kann da drinnen nochmal unterscheiden. Die müssen, die passen für meine Begriffe gar nicht alle zusammen. Wir können ja mehrere Hierarchien machen." A: „Wieso passen die nicht zusammen? Das sind Beamte!" B: „Ja, aber nur wegen dem Beamten passen die zusammen ..." A: „Na gut, aber ..." B: „Und die kann man nochmal trennen, sollte man meiner Meinung nach nochmal trennen. Grade die Beamten sollte man nicht alle in einen Topf werfen. Find' ich gar nicht gut!"

Leitende Angestellte (2):
A: „Der hat zwar bloß Abitur, aber der verdient halt viel mehr."
B: „Das sind schon zwei Welten!" A: „Bloß einmal vom Einkommen her ..."

Handwerker (4):
B: „Dann nehmen wir jetzt halt die Bürohilfskraft. Die Frau hat jetzt einen Mann geheiratet, hat das ganze Leben ... Ja, sie hat Mittlere Reife gemacht ..." A: „Dann sagen wir, der Bauunternehmer ist schon vier mal geschieden und hat überhaupt kein Geld, der müßte auch dazu ..." B: „Nichtmal. Wenn sie vielleicht mit 17 ein Kind bekommen hat, dann hat sie nichts andres machen können in der Zeit. Das war halt echt Käse! Aber der hätte doch wirklich mehr können. Ja, aber der hat sich durchgebissen. Der nicht, der hat sich hängenlassen ..." A: „Ja, das ist doch egal, ob sie es selber schuld sind oder nicht. Das ist unterste Schicht!"

VerkäuferInnen (2):
A: „Die haben wir auch noch nicht, die Arbeitgeber!" B: „Mal langsam, der ist ein Selbständiger ..." A: „Zwei, der hat zwei Arbeitnehmer ..." B: „Ich würde sagen, vielleicht können wir noch eine Gewichtung reinbringen in diesen Packen, sagen wir mal, Bäcker und Firmeninhaber. Das sind ja immer noch zwei verschiedene Paar Schuhe!" A: „Je mehr Arbeitnehmer sie haben, desto ... Der kommt zu den Oberen!"

Der hier nur beispielhaft wiedergegebene Modus des Klassifizierens während der ersten Etappe der Übung entspricht von seinen Grundstrukturen her weitestgehend den französischen Befunden. Auch die deutschen Probanden gingen erwartungsgemäß spontan, intuitiv und assoziativ in und durch das Spiel. Nur eine einzige Gruppe entwickelte eingangs ein stringentes, bis zum Schluß der Übung durchgehaltenes Klassifikationsmodell. Es handelte sich bezeichnenderweise um zwei Führungskräfte einer Bank, die spontan zu der in ihrem Betrieb institutionalisierten Kategorisierung nach „A"-, „B"- und „C"-Kunden griffen, d.h. zu einem „praktischen" gesellschaftlichen Distinktionsmodell auf der Basis einer Einkommens- und Vermögenshierarchie. Ebenso wie die französischen Probanden konzentrierten sich auch ihre deutschen Pendants in der Regel auf eine Rangabwägung zwischen je zwei Karten, fällten ein Urteil und gelangten dabei sukzessive zu dem von ihnen zuletzt als „abgeschlossen" bezeichneten Klassifikationssystem.

Im deutlichen Unterschied zu den Klassifikations- bzw. Ungleichheitsdiskursen der französischen Probanden zeichneten sich jene der deutschen durch eine sehr ausgeprägte Tendenz der frei assoziierenden Kommentierungen der klassifizierten Profile und spontanen Projektionen betreffs vermuteter Verhaltensdispositionen oder Lebensstilmuster aus. Einige Beispiele hierzu:

AnwältInnen (6):
A: „Abitur, Computer-Müller ... Großhandel." B: „Yuppie, das ist diese Yuppie-Generation, die Du da ansprichst." A: „Das könnte ein Yuppie sein."

Metallarbeiter (2):
B: „Es gibt viele Frauen, die, die nachher, wenn sie die Kinder großgezogen haben nochmal ..." A: „Dann können sie praktisch ja in die Berufe zurück ..." B: „Ja praktisch, ne oder Beruf, oder gehen halt nochmal in die Fabrik arbeiten ... Wenn's Geld nicht langt. Oder auch vor lauter Langeweile. Das gibt's auch."

Lehrer (5):
A: „Bergarbeiter und Kraftfahrzeugführer? Waren früher Sozialdemokraten, und heute wählen sie Republikaner. Jaja, die trinken zusammen, ihr Weltbild dürfte ähnlich sein." B: „Alle haben sie einen Bausparvertrag, einen Schrebergarten und lieben die Egerländer und die Oberkrainer." A: „Und der fährt einen dicken Mercedes, Du, gibt groß an, hat aber mehr Scheckkarten im Geldbeutel als wir."

Handwerker (4):
B: „Hmm, Innenarchitektin ... Die hat Kohle." A: „Die lebt in Hadern!" B: „Soll' die deshalb keine Kohle haben?" A: „In dem Kaff ist doch nichts los!"

VerkäuferInnen (3):
A: „Mhh, Prof. Um des Gottes Willen! Ach die, oh die sind meistens ein bißchen eingeschränkt!" B: „Jaja!" A: „Haben wir da nicht schon mal sowas gehabt?" B: „Nee"; A: „Nee? ... Innenarchitektin ... Nee, wirklich, die vertragen sich nicht!" B: „Mit wem verträgt der sich denn überhaupt?" A: „Wie alt ist ... 56. Das ist auch schon schwierig. Die sind verknöchert ..."

Des weiteren fällt die bei den deutschen Probanden hiermit einhergehende Tendenz zur Verwendung frei assoziierter Etikettierungen mit deutlich stigmatisierenden Konnotationen auf, die ebenfalls auffallend von den französischen Erfahrungen mit diesem Untersuchungsinstrument absticht. Auch hier einige Beispiele:

Handwerker (2):
„Alles so Sozialfälle", „obergestopftes Zeug", „nix Besonderes".

AnwältInnen (6):
„so ziemlich das Letzte", „etwas Grobschlächtiges", „die ganz Miesen", „Biederleute".

Metallarbeiter (2):
„Wer nichts wird wird Wirt", „Gescheiterte Existenzen oder so", „Fachidioten".

LehrerInnen (5):
„so ein Saftsack", „Pflaume", „Beamtenärsche", „ideenlose Knetetypen", „Teilprolos".

VerkäuferInnen (1):
„arme Sau", „Gestopfte", „arbeitende Lehrer, sowas soll es ja auch geben", „buckeln wie die Sau", „Verhungerte", „Ausbeuter".

Abgesehen von dieser Besonderheit der Ungleichheitsdiskurse deutscher Probanden kann von weitestgehend homologen Verläufen der beobachteten Klassifikationsprozesse in beiden Ländern gesprochen werden. Zunächst zeichneten sich diese angesichts der durch die von der Klassifikationsübung geschaffenen „artifiziellen" Situation für Nicht-Experten erwartungsgemäß durch fehlende explizite bzw. „theoretische" Klassifikationsmodelle aus. Die Ungleichheitsdiskurse waren durchgängig konkret-fallbezogener Natur und äußerten sich in Aushand-

lungsprozessen über den jeweiligen Stellenwert eines beschriebenen Profils im Verhältnis zu einem konkreten anderen. Die Endprodukte der Klassifikationsprozesse, materialisiert in einer mehr oder minder großen Zahl von Kartenstapeln bzw. Kategorien, wiesen angesichts dieser schrittweisen, mittels induktiven Einzelfallentscheidungen voranschreitenden Klassifikationspraxis wie erwartet eine – nach den Maßstäben soziologischer Theoriekonstruktionen – geringe Homogenität und Kohärenz auf.

5.2 Nomen est Omen – Von der Klassifikation zur Taxonomie

Kommen wir nun auf die zweite Etappe der Klassifikationsübung zu sprechen. Auf die hier gestellte Aufgabe hin, den gebildeten Kategorien bzw. Gruppen einen Namen zu geben, gingen die deutschen Probanden ebenso wie ihre französischen Pendants folgendermaßen vor: man nahm Stapel für Stapel, schaute sich die enthaltenen Karten nochmals kurz an, machte spontan Vorschläge für eine Namensgebung, diskutierte das Etikett, entschied sich und ging zum nächsten Stapel über. Wie bereits dargelegt, entwickelten die französischen Probanden hierbei Nomenklaturen, die allgemein eine ausgeprägte Nähe zu den offiziellen „CSP" aufwiesen und entweder direkt auf eine Kenntnis dieses offiziellen Kodes und seiner Begrifflichkeiten, oder zumindest auf eine Kompetenz der spontanen, weniger „bewußten" denn „habituellen" Generierung von mit der Taxonomie „CSP" wahlverwandten Nomenklaturen verwiesen. Hier kommen wir nun auf eine auffallende interkulturelle Differenz betreffs der Ergebnisse der Klassifikationsübung zu sprechen. Die deutschen Probanden entwickelten nämlich fast durchgängig ausgeprägt eklektizistische bzw. synkretistische Nomenklaturen mit einer schier unübersehbaren Variationsbreite konkreter Namensgebungen. Diese lassen sich folgendermaßen typologisieren:

a) Kategorien der „Stellung im Beruf"
In fast allen Nomenklaturen tauchten diese offiziellen Bezeichnungen bürokratischer Provenienz auf, dies jedoch in mehrfach inkonsistenter Weise. Sie wurden ergänzt durch hierarchisierende Adjektive (z.B.: „Kleine, mittlere und höhere Beamte", gleiches gilt für die Angestellten) oder wurden im Hinblick auf spezifische Ungleichheitsdimensionen zusätzlich etikettiert (z.B. „unqualifizierte Arbeiter", „Angestellte mit höherem Ansehen"). Des weiteren wurden diese offiziellen Kategorien häufig nach hierarchisierenden Prinzipien durchmischt (z.B. „Einfache Arbeiter, Angestellte und Beamte", „Arbeiter und Angestellte mit Berufsschulabschluß") und hatten einen gegenüber solchen Zusätzen nur „sekundären" Appellationscharakter.

Auffällig ist zudem das häufig festzustellende „Nebeneinander" von je unterschiedlich konnotierten Kategorien der „Stellung im Beruf" in ein und derselben Nomenklatur, wie auch die oft geringe Kohärenz betreffs der mit ihnen konkret bezeichneten Gruppen. So finden sich des öfteren explizit als „Angestellte" ausgewiesene Personen/Karten unter der als „Selbständige" etikettierten Rubrik und „Arbeiter" fallen plötzlich unter das Label „Angestellte". Deutlich fällt auf, daß die Kategorien der „Stellung im Beruf", die ja auf ständische Unterscheidungsprinzipien („Kragenlinie" als Differenzierung zwischen Arbeitern und Angestellten; Sonderstatus des Beamten) verweisen, von den Probanden fast durchgängig spontan in ein hierarchisch orientiertes Klassifikationsmodell eingebaut wurden.

b) Bezeichnungen auf der Basis von Bildungstiteln
Diese ebenfalls sehr verbreitete Form der Benennung tauchte – was angesichts erwartbarer „déformations professionnelles" nicht weiter überraschen dürfte – bei den Nomenklaturen der Lehrer, aber auch bei den AnwältInnen signifikant häufiger auf. Man sprach z.B. von „Akademikern", „Diplomierten", „Studierten", oder von „Leuten mit höherer Ausbildung" oder „höherer Schulbildung", bzw. orientierte die entwickelte Nomenklatur einfach an den jeweiligen Bildungsabschlüssen selbst und benutzte Bezeichnungen wie „Abitur" oder „Staatsexamen".

c) Benennungen auf der Basis von Tätigkeitsprofilen
Zu diesem Typus zählen eine Vielzahl von je mit anderen Benennungsformen einhergehender Namensfindungen. Sehr häufig wurden Attribute wie „sozial", „künstlerisch", „technisch", „pflegerisch" zur Charakterisierung der in einer Kategorie zusammengefaßten Berufsprofile herangezogen. Des weiteren wurden ebenso abgeleitete Kennzeichnungen wie „kreativ Freiberufliche", „Helfer/Soziale" oder „mittlere sozialpflegerische Berufe" verwendet.

d) Namensgebungen auf der Basis von „Branchen" bzw. Berufsfeldern
In vielen Nomenklaturen wurden Begriffe wie „Gesundheitswesen", „kaufmännischer Bereich", „künstlerischer Bereich", „Textilbereich", „Gastgewerbe", „Büro" oder „Bautechnik" zur – quasi „naturalistischen" – Charakterisierung von gebildeten Kategorien herangezogen.

e) Benennungen auf der Basis hierarchisierender Attribute
Ein zentraler Stellenwert bei den erhobenen Nomenklaturen kommt zweifellos Adjektiven/Komparativen mit expliziten sozialtopographischen Verweisfunktionen wie „höher", „niedriger", „oberer", „unterster" zu, die in vielfältigen Verbindungsformen mit den vorausgehend aufgeführten Benennungstypen auftauchten.

f) Namensgebungen mit werturteilenden Konnotationen
Zu diesem Typus der Benennung zählen eine Vielzahl erhobener Namensschöpfungen wie „Buckler", „Ausbeuter", „Bürohengste", „trockene Berufe", „Fachidioten", „Lebenskünstler", „Unzufriedene", „unterste Schicht", „letzter Ausweg", oder „Geldhaie".

Im Hinblick auf diese buntschillernde Vielfalt von Namensgebungen für die ja von den Probanden je selbst zu verantwortenden Kategorisierungen kann hier betreffs der interessierenden interkulturellen Konvergenzen und Divergenzen der Repräsentation und Klassifikation gesellschaftlicher Kategorien festgehalten werden, daß, im Gegensatz zu den deutlichen Homologien der Klassifikationsphase als solcher, in der zweiten Etappe der Klassifikationsübung ausgeprägte interkulturelle Differenzen beim Umgang mit der gestellten Aufgabe der Benennung der Klassifikationsprodukte zutage traten. Während die französischen Probanden durchgängig spontan dem Kode der „CSP" folgten und diesen in leichten Variationen, jedoch stets der ihm zugrundeliegenden Klassifikationslogik gemäß, reproduzierten, entwarfen die deutschen Probanden synkretistische Nomenklaturen, in denen zwar die Kategorien „Stellung im Beruf" auftauchten, dies jedoch in der Regel in Vermischung bzw. in Ergänzung mit hierarchisch differenzierenden Attributen, die die entwickelten Taxonomien an die der französischen „CSP" zugrundeliegenden „Sozio-Logik" annähern („höhere Angestellte und Beamte" entspricht den „cadres superieures", „unqualifizierte Arbeiter" den „ouvriers specialisés", die häufig auftretenden Nennungen von „sozialen" und/ oder „pflegerischen" Berufen verweisen auf die französische Kategorie der „professions intermediaires de la santé et du travail social" etc.). Aufgrund dieser die sozialversicherungsrechtlich institutionalisierten Kategorisierungen vernachlässigenden, dafür vertikal differenzierenden Klassifikationslogik der deutschen Probanden nähern sich ihre Klassifikationsprodukte deutlich jenen der Franzosen an.

Im Unterschied zu den sich weitgehend als „copie conforme" der offiziellen „CSP" ausnehmenden, homonomen Taxonomien der französischen Probanden wirken die deutschen Nomenklaturen jedoch auf phänotypischer Ebene wie aleatorische, scheinbar rein subjektive Spontan-Wortschöpfungen. Anders formuliert heißt dies, daß die Klassifikationsprozesse der französischen Probanden in den Namen der „CSP" ein kodifiziertes „mot pour le dire" fanden, während ihre deutschen Pendants den „treffenden Begriff" selbständig „er-finden" mußten und hierbei ihrer subjektiven Phantasie freien Lauf ließen. Während erstere die von ihnen verwendeten Begriffe nüchtern-sachlich wie „termini technici" einsetzten, verwendeten letztere häufig unverbrämt werturteilende und offen normativ (de-)klassifizierende Wortschöpfungen und nutzten die ihnen vom Spiel zugewiesene Rolle des „Zensors",

um offen ihren „Ressentiments" – seien sie persönlicher oder gruppenspezifischer Natur – in Form unkaschierter „symbolischer Gewalt" freien Lauf zu lassen.

5.3 „Legitime" und „illegitime" Repräsentationen des sozialen Raums: Von der Taxonomie zur Klassifikation

Kommen wir nun noch zur dritten Phase der Klassifikationsübung, d.h. gewissermaßen zur „Nach-Entscheidungsphase" des mit der Benennung der Kategorien zunächst abgeschlossenen Klassifikationsprozesses. Wie bereits weiter oben erwähnt, wurde mit dem vom Übungsleiter eingeforderten Akt der Benennung der gebildeten Kategorien bei den französischen Probanden sozusagen eine neue Klassifikationsrunde eingeläutet. Vor dem Hintergrund der jetzt von ihnen explizierten – „Nomen est omen" – Teilungsprinzipien des von ihnen konstruierten Sozialraums gingen sie spontan, d.h. unaufgefordert hin, sahen sich die gebildeten Stapel nochmals durch und prüften, ob die enthaltenen Karten dem gefundenen Namen überhaupt gerecht wurden. Die zuvor noch heterogenen Zusammenstellungen der Kartenstapel wurden dabei oft grundlegend revidiert und im Hinblick auf die jetzt gefundenen „appélations controllées" neu geordnet. Anders gesagt, führte der Akt der Benennung nach dem zuvor beschrittenen Wege des frei assoziierenden, sukzessiven Konstruierens von Kategorien zu einem plötzlichen Umkippen der bislang rein induktiven Ordnungslogik in eine durch die – wie vermutet werden muß – erkannte und anerkannte soziale Verbindlichkeit des offiziellen Kodes gegebene deduktive Klassifikationslogik im kritisch überprüfenden Umgang mit den eigenen Klassifikationsprodukten.

Diesem Bild sind die mit deutschen Probanden gewonnenen Erfahrungen diametral entgegengesetzt. Nach dem vom Übungsleiter eingeforderten Benennungsakt beließen es alle Gruppen beim gegebenen Stand der Dinge. Wie auch immer die jeweilige Nomenklatur konkret beschaffen war, nie führten die qua Namensgebung vollzogenen Taufakte zu einer Identitätskontrolle des Täuflings bzw. zu einer Rekapitulation seiner Genealogie.

Während der „common sense of social structure" der deutschen Probanden beim Klassifizieren in praxi angesichts der erwähnten ressentimentgeladen-stereotypisierenden Diskurse eher noch ausgeprägter schien als bei ihren französischen Pendants, verfügten sie während der zweiten Phase der Benennung ihrer oft scharf konturierten sozio-strukturellen Schließungs- und Ausschließungsprinzipien nur über „common sense"-Wortschöpfungen, um ihre Klassifikationen auf „einen Nenner" zu bringen, sprich: zu „benennen".

Unserer Auffassung nach handelt es sich bei ihren noch so „subjektiv" oder „willkürlich" erscheinenden Namensgebungen durchaus um gesellschaftlich strukturierte, jedoch nicht um „kodifizierte" Repräsentationen des Sozialraums, deren Verbindlichkeit sich nur sekundär über die sich in den entwickelten Nomenklaturen widerspiegelnde relativ deutliche Gleichgerichtetheit durchweg hierarchisierender, häufig dem französischen Modell der „CSP" sozio-logisch „wahlverwandter" Klassifikationsprodukte erschließen läßt und hypothetisch als „implizite" bzw. „habituelle" Klassifikationslogik definiert werden kann. Sie fanden also durchaus ihren Weg durch den vom vorgegebenen Kartenset und seinen Informationen aufgespannten sozialen Raum, konturierten und kolorierten die erahnten „Kontinente" deutlich entlang der hierarchischen Achse von Ungleichverteilungen ökonomischen und kulturellen Kapitals, waren jedoch angesichts fehlender kodifizierter Labels auf sich selbst ver- und angewiesen, sie zu taufen. Anders gesagt: mangels offizieller „Atlanten des Sozialraumes" mit verbindlichen Ortsbezeichnungen blieben die intuitiv ertasteten Gebilde „terra incognita", d.h. ohne kollektiv repräsentierte legitime „soziale Identität".

Das Vorhandensein bzw. Fehlen solcher wirklichkeitsgerechten Atlanten des Sozialraumes stellt, wie sich wohl schon erahnen läßt, unserer Meinung nach den zentralen Erklärungsfaktor für die empirisch erhobenen Differenzen der sozialen Klassifikationsprozesse und -logiken in Frankreich und der Bundesrepublik dar. Deshalb widmen wir den letzten Teil dieser Darstellung der Frage nach den sozio-historischen bzw. -kulturellen Möglichkeitsbedingungen ihres Vorhandenseins bzw. Fehlens.

6. Von der Teilung der gesellschaftlichen Repräsentationsarbeit zur Repräsentation gesellschaftlicher Teilungen

„Es war durchaus nicht so, [...] daß nämlich die logischen Beziehungen zwischen den Dingen die Grundlage für die sozialen Beziehungen zwischen den Menschen gebildet hätten; in Wirklichkeit dienten die sozialen Beziehungen als Vorbild für die logischen; [...] In der Tat haben wir gesehen, daß diese Klassifikationen nach dem Modell der nächstliegenden und fundamentalsten sozialen Organisation gestaltet waren" (Durkheim/Mauss 1990: 250).

In dieser scheinbar lapidaren Feststellung findet sich u.E. ein zentraler theoretischer Ausgangspunkt für die Entwicklung einer Wissenssoziologie gesellschaftlicher Repräsentations- und Klassifikationssysteme. Ihre theoretische Perspektive am Gegenstand archaischer Symbolsysteme entwickelnd, vergaßen Durkheim und Mauss jedoch, auf den Aspekt der je sozio-historisch gegebenen gesellschaftlichen Organisation und Teilung der Klassifikations- und Repräsentationsarbeit einzugehen, der ja gerade die Beschäftigung mit symbolischen Ordnungssystemen „moderner" Gesellschaften so unvergleichlich schwieriger gestaltet. Seit der Entstehung klassen- und herrschaftsmäßig geordneter Gesellschaften sind es vielmehr je spezifische gesellschaftliche Eliten, die sich der Aufgabe symbolischer Repräsentationsarbeit aus „Berufung" bzw. von Berufs wegen annehmen und dieses Monopol auf legitime Repräsentation von „Wirklichkeit" immer auch im Sinne eines Herrschaftsinstrumentes nutzen. Georges Duby etwa hat dies eindrucksvoll am Beispiel der mittelalterlichen Vorstellung von den drei Ordnungen gezeigt (Duby 1986; vgl. auch P. Bourdieu 1971: 328ff.). Im Prozeß der Moderne kristallisieren sich betreffs dieser Repräsentation und Thematisierung gesellschaftlicher Strukturen Formen der Teilung und Spezialisierung dieser Funktionen heraus, die vorrangig von zwei Typen von „Experten" übernommen werden. Zum einen handelt es sich um staatliche Funktionsträger – allen voran: Juristen – die die Rolle des „Kodifikationssystematikers" (Weber) im Auftrag und im Namen des Staates erfüllen. Hierbei kommt dem Instrument der „Sta(a)tistik" eine herausragende Ordnungsfunktion und symbolische Ordnungsmacht zu. Auf der anderen Seite finden wir das Feld sozialwissenschaftlicher Konstruktions- und Repräsentationsarbeit, welches sich signifikanterweise mit der Soziogenese der „Moderne" einhergehend herausbildete und institutionalisierte. Die sich zwischen diesen beiden Feldern und ihren jeweiligen „Experten" ergebenden Formen der Teilung gesellschaftlicher Repräsentationsarbeit sind dabei stark kontextabhängig: sie reichen potentiell von einem mehr oder minder scharf getrennten „Nebeneinander" (wobei manchmal wohl auch der Begriff des „Gegeneinanders" angemessen wäre), bis hin zu einer engen Kooperation oder Durchdringung beider institutionalisierten Felder, die im Grenzfalle sogar die Gestalt einer „Personalunion" beider Typen von Experten gesellschaftlicher Repräsentations- und Klassifikationsarbeit annehmen kann.

Kommen wir nun auf den Aspekt der spezifischen Produktions- und Konstruktionsbedingungen gesellschaftlicher Repräsentationen in den Statistischen Ämtern Frankreichs und Deutschlands selbst zu sprechen.[14]

Um der Frage nach den gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen der oben skizzierten, deutlich vom deutschen Gegenpart abstechenden Entwicklung einer soziologiegesättigten öffentlichen Sozialstatistik in vergleichender Perspektive etwas näher auf den Grund zu kommen, haben wir im Jahre 1988 Expertengespräche mit je drei für den Bereich der Berufs- und Erwerbsstatistik verantwortlichen Mitarbeiter der beiden Nationalen Statistischen Ämter durchgeführt, deren Ergebnisse nachfolgend – ergänzt durch Informationen aus unterschiedlichen schriftlichen Quellen – in aller Kürze präsentiert werden sollen.

Die drei befragten Mitarbeiter des INSEE, die im übrigen maßgeblich an der Reform des Klassifikationssystems im Jahre 1982

beteiligt waren, stellten sich selbst gleich eingangs – und dies ungefragt – als Abgänger der „Ecole Polytechnique" und damit als Mitglieder der elitären „Grands Corps" dar, schilderten ihren beruflichen Werdegang und ihre Ausbildung in der nicht minder elitären INSEE-eigenen „Grande Ecole" für Statistik (ENSAE), in der die zukünftigen wissenschaftlichen Mitarbeiter eine intensive technische und sozialwissenschaftliche Ausbildung erfahren.

Alle drei Befragten verwiesen dabei spontan auf die ihnen zentral erscheinende qualifizierte Ausbildung in soziologischer Theorie und Methodologie und hielten dem Befrager sogar längere Abhandlungen über die Bedeutung einer konstruktivistischen Perspektive in der statistischen Arbeit. Einer von ihnen ging sogar so weit, ein idealtypisches Profil des INSEE-Administrateurs vorzuzeichnen, dessen drei – sich im übrigen tendenziell auch in den Aussagen der beiden anderen Befragten abzeichnenden – Hauptkomponenten sich nach seiner (Selbst-)Darstellung folgendermaßen ausnehmen:

- la science/le savant (Wissenschaft/Gelehrter)
- efficacite/l'ingenieur (Effizienz/Ingenieur)
- l'interet generale/le fonctionnaire (Gemeinwohl/Beamter).

Diese sehr selbstbewußte Selbstetikettierung des französischen Probanden, die unverhohlen das ständische Bewußtsein des modernen französischen „Staatsadels" (Bourdieu 1988) widerspiegelt, ging einher mit der Betonung der ihnen beim INSEE gebotenen Autonomie und der über ihre Zugehörigkeit zu den Grands Corps garantierten Manövrierfähigkeit, bei der sie einerseits über einen staatlich garantierten Posten, andererseits über eine enorme Mobilität verfügen und jederzeit nach freier Wahl in eine andere Verwaltung oder in die Privatwirtschaft überwechseln können.

Kurz gesagt: Die INSEE-Statistiker gaben sich unverbrämt als Mitglieder der intellektuellen Elite Frankreichs zu erkennen und betonten unverhohlen den Reiz einer Tätigkeit, die darin besteht, von Staats wegen und im Namen des Staats „de dire le chiffre", d.h. die Wirklichkeit zu beziffern und darzustellen. Alle grenzten sich scharf von dem beim INSEE weithin anzutreffenden Typus des nationalökonomisch orientierten Statistikers ab. Die Probanden gaben an, eigenständige Forschungsarbeiten durchzuführen und in einschlägigen sozialwissenschaftlichen Zeitschriften zu publizieren. Hierbei räumten sie alle der systematischen Fortentwicklung des Klassifikationssystems des INSEE und seiner forschungspraktischen Umsetzung ein vorrangiges Interesse ein und betonten die hierbei dem INSEE zufallende, aufgrund der institutionellen Schwäche der universitären Forschung in Frankreich akzentuierte wissenschaftliche Bedeutung. Diese uns sehr bezeichnend erscheinenden Selbstdarstellungen unserer Gewährsleute sollen nun noch um einige Facetten erweitert werden.

Aus den beim „Centre de Sociologie Européenne" in Paris erhobenen empirischen Daten über das Feld der Grandes Ecoles und dessen Rekrutierungsmuster ergibt sich folgendes Bild des angehenden „INSEE-Administrateurs": Es handelt sich bei denen, die einen solchen Karriereweg wählen eindeutig um jene Abgänger der Elitehochschulen, die sich von ihrer sozialen Herkunft, d.h. der sozio-professionellen Kategorie ihrer Eltern her, am deutlichsten durch ererbtes hohes Bildungskapital auszeichnen. Konkret gesprochen gibt es unter den angehenden INSEE-Administrateurs einen auffallend hohen Anteil von Professoren-Töchtern und -Söhnen, die den Weg in die Elitehochschule des INSEE suchen bzw. finden und wohl vom dort gebotenen Freiraum für „intellektuelle" Betätigung angezogen werden, so daß also in bezug auf die Gruppe der „Administrateurs" des INSEE durchaus die Rede von einer mehrfach selegierten intellektuellen Elite sein kann. Des weiteren ist auf die allgemein sehr hohe Anerkennung der wissenschaftlichen Arbeiten dieser „Administrateurs" und auf vielfältige enge Kooperationen zwischen ihnen und den Sozialwissenschaftlern der Universitäten und des nationalen Forschungszentrums (CNRS) hinzuweisen.

Kommen wir nun zu unseren Expertenbefragungen beim Statistischen Bundesamt in Wiesbaden. Die drei im Bereich der bundesdeutschen Berufs- und Erwerbsstatistik zuständigen Gesprächspartner präsentierten

sich als Volkswirtschaftler und gaben an, dies sei bei gut 90% des wissenschaftlichen Personals ihres Amtes der Fall. Bei der Frage nach hausinternen oder -externen Formen der Zusatzqualifikation und Weiterbildung für ihre Tätigkeit verwiesen sie auf ein recht mageres Angebot von periodisch wiederkehrenden Lehrgängen zu speziellen Fragestellungen der statistischen Arbeit, ohne daß dabei das Wort „Soziologie" fiel. In bezug auf die statistische Erfassung des Berufs und der Stellung im Beruf äußerte man ungefragt großes Bedauern darüber, daß hier seit dem Jahre 1970 „nichts mehr geschehen" sei und betonte zugleich freimütig die geringe Aussagekraft der Klassifikation nach der „Stellung im Beruf". Interessanterweise erklärten die drei Befragten, daß sie das ihnen vorliegende französische Modell der CSP für durchaus nachahmenswert hielten und dieses bei Mikrozensus-Daten ohnehin direkt anwendbar sei, jedoch stellte man fest, daß man hierzu einer „Weisung" aus Bonn bedürfte, und diese läge nun einmal leider nicht vor.

Soweit diese beiden kurzen Erfahrungsberichte aus den Statistischen Ämtern Frankreichs und der Bundesrepublik, die u.E. einen kleinen Beitrag zur Erhellung gesellschaftlicher (Un-)Möglichkeitsbedingungen einer soziologienahen, theoriegeleiteten und gegenüber sozialen Wandlungserscheinungen reflexiv-dynamischen offiziellen statistischen Repräsentation sozialer Wirklichkeit leisten können. Es scheint ganz so, als ob diese gerade durch die beim französischen Typus der öffentlichen Statistik institutionalisierte Trias ermöglicht wird:

- das mit staatlichem Mandat ausgeübte Monopol der Legitimität expertenmäßiger „Landvermessung" des Sozialraumes,
- die traditionellerweise stark ausgeprägte soziologische Orientierung einer theoriegesättigten und „reflexiven" statistischen Empirie und rege Kooperation mit Akteuren des wissenschaftlichen Feldes,
- die Omnipräsenz der CSP als soziologisches „Lackmuspapier" zum Aufspüren gruppenspezifischer Lebensbedingungen und -stile.

Diese spezifische Form der Monopolisierung gesellschaftlicher Repräsentationsarbeit und die aus ihr resultierende Kohärenz und „Verbindlichkeit" ihrer Taxonomie scheinen den Hintergrund für den erstaunlichen „logischen Konformismus" (Durkheim 1968: 24) der Klassifikationen französischer Probanden zu bilden. Entsprechend scheint die Spekulation vertretbar, daß sich das Fehlen einer solchen allgemeinverbindlichen und kohärenten Repräsentation der Sozialwelt auf deutscher Seite maßgeblich erklärt durch die spezifische „Teilung der Repräsentationsarbeit" zwischen

- einer nach dem Muster bürokratischer Rationalität verfahrenden öffentlichen Statistik mit ihren quasi-ständischen[15] Kategorien,
- einer durch sozio-historisch gewachsene Schließungs- und Ausschließungsprinzipien des universitären Feldes in Deutschland geförderten selbstgenügsamen akademischen Theorieproduktion, deren miteinander konkurrierende Konstruktionen des Sozialraumes die Verbindlichkeit Potemkinscher Dörfer haben,
- einer regen kommerziellen Auftragsforschung, die, den Gesetzen des Marktes gemäß, denselben mittels impressionistischer Lebensstil- oder Milieuschemata durchleuchtet.

Die von den deutschen Probanden an den Tag gelegten Konstruktionen des Sozialraums scheinen diese vom französischen Fall deutlich abstechenden strukturellen Spezifika des Feldes gesellschaftlicher Repräsentationsarbeit beredt widerzuspiegeln. Die offizielle statistische Nomenklatur wird mit Versatzstücken soziologischen Vokabulars im freien Assoziieren mit Spekulationen über erwartbare Lebensstilmuster zu einem synkretistischen Gebilde verdichtet, dessen Unverbindlichkeit in der dritten Phase der Klassifikationsübung direkt manifest wurde.

7. Von der soziologischen Kritik der Urteilskraft zur Kritik der soziologischen Urteilskraft

„Was wir als soziale Wirklichkeit ansehen, ist zu einem großen Teil Vorstellung, Repräsentation im hier dargestellten Sinn oder Produkt derselben" (Bourdieu 1992a: 69).

Der hier angesprochene Konstruktionscharakter sozialer Wirklichkeit verweist die Soziologie, konsequent weitergedacht, auf die Konstruktionsbedingungen und -formen, die diesen Repräsentationen zugrunde liegen, und damit zum guten Teil auf sich selbst, denn sie hat, wie Bourdieu treffend fortfährt, selbst Anteil an der Produktion sozialer Gegenstände: „In der Sozialwelt ist mehr und mehr verdinglichte Soziologie anzutreffen. Die künftigen Soziologen (aber das trifft auch schon für uns zu) werden in der von ihnen untersuchten Wirklichkeit immer mehr die versteinerten Produkte der Arbeiten ihrer Vorgänger wiederfinden" (1992a: 73).

Diese vor dem Hintergrund des französischen Kontextes völlig evident wirkende Feststellung bedarf betreffs der deutschen Situation jedoch einer Differenzierung, denn sie gilt hier wohl zugleich im „Positiven" wie im „Negativen". Zum einen kann vermutet werden, daß die sich vom französischen main stream-Diskurs der Thematisierung der Sozialwelt deutlich unterscheidende sozialwissenschaftliche Repräsentation der bundesdeutschen Wirklichkeit als einer „nivellierten", „entstrukturierten" bzw. „individualisierten" gesellschaftlichen Lebenswelt sich, wenn schon nicht prägend, so doch wohl verstärkend und – ausgestattet mit den Insignien wissenschaftlicher Legitimität – sedimentierend auf den Prozeß der Konstruktion dieser Repräsentations- und Thematisierungsformen ausgewirkt haben dürfte, es sei denn, man hielte an der positivistischen Illusion einer die soziale Realität schlicht „abbildenden" soziologischen Theorie- und Forschungsarbeit fest.

Im Negativen gilt das Bourdieusche Diktum dahingehend, daß die Soziologie eben nur insoweit den in ihrem Gegenstand sedimentierten Konstruktionen vorausgehender soziologischer Arbeit begegnen kann, als diese sich tatsächlich im Prozeß der gesellschaftlichen Repräsentationsarbeit zur Geltung bzw. zum Ausdruck gebracht, kurzum: „durchgesetzt" hat. Daß hiervon unter bundesdeutschen Verhältnissen wohl kaum die Rede sein kann, davon geben im übrigen die ständigen Klagelieder deutscher Soziologen über die „Soziologieferne" der offiziellen Statistik ein beredtes Zeugnis ab. Hiervon zeugen jedoch auch die aktuellen Lamentos über den Fortbestand vermeintlich obsolet gewordener traditioneller soziologischer Klassifikationsmodelle des „Sozialen" nach Klassen- oder Schichtmustern, die scheinbar nur auf ihre Ablösung durch „realitätsgerechtere" theoretische Konzepte, ersatzlose Streichung und Aufbahrung in der Rumpelkammer der Ideengeschichte zu warten scheinen.

Von wem, so muß gefragt werden, sollen denn solche theoretischen Neuerungen kommen? Von den bürokratischen Akteuren des Statistischen Bundesamtes – den Gralshütern einer längst musealen Charakter tragenden offiziellen Berufsstatistik – wohl ebensowenig, wie von den kommerziellen Anbietern nachfragegerechter Milieu- und Lebensstilkonstrukte, deren oberflächlich-impressionistische Begriffspolitik ohnehin nur zur Fetischisierung ihres Gegenstandes beiträgt.[16] Daß hier „Soziologie" gefragt wäre, daran kann wohl kein Zweifel bestehen.

Anders und bewußt polemisch formuliert, drängt sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob die sich wie ein Leitmotiv bundesdeutscher Thematisierung des Sozialen ausnehmenden Paradigmata der Nivellierung bzw. Entstrukturierung des Sozialraumes im Sinne gesellschaftlicher „Repräsentationen" nicht selbst auf einen Prozeß der „kognitiven" Nivellierung bzw. Entstrukturierung des Sozialen verweisen. Diese spiegelt sich nicht nur in den eingangs thematisierten Paradoxien (post-)moderner Ungleichheitsdiskurse wider, sondern auch in den nicht minder paradoxen Selbstklassifizierungen unserer Probanden. Diese hatten uns nämlich nach den „Übungen" auf Fragebögen u.a. Angaben über ihr Einkommen, den Bildungsgrad und über ihre Selbstverortung in einem konventionellen neunstufigen Schichtmodell gemacht. Hierbei ergab sich, daß die Einkommensunterschiede je nach „Berufsgruppe" bis zu 800% erreichten und die vertretenen Bildungsgrade das gesamte Spektrum ungleicher Verteilung schulischen Kapitals widerspiegelten. Damit schien dieses Soziogramm den von den Probanden entworfenen stark differenzierenden und hierachisierenden Konstruktionen des Sozialraumes ein beredtes Zeugnis abzugeben. Bei der Selbstverortung im vorgegebenen Schichtmodell jedoch erwies sich das „juste milieu" der Mittelschichten von geradezu soziomagnetischer Kraft. VerkäuferInnen, Metallarbeiter, Handwerker, KrankenpflegerInnen, LehrerInnen, AnwältInnen und Führungskräfte setzten sich spontan mit überwältigender Mehrheit in ein und dasselbe Boot, auch wenn sie dort wohl – um mit dieser Metapher fortzufahren – angesichts ihrer jeweiligen Einkommen entweder im „Maschinenraum", in der „Tourist-Class" oder gar in der „Luxuskabine" anzutreffen wären. Das harmonische Bild eines mittels „Wille und Vorstellung" die soziale Schwerkraft überwindenden diesseitigen Heilszustandes der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft", welches der Soziologe im übrigen genauso als „real" erachten muß wie der Psychoanalytiker die Träume seiner Klienten, stimmt versöhnlich angesichts der während der Klassifkationsübung allgemein sehr unumwundenen Schließungs- und Ausschließungstendenzen und der dabei oft an den Tag gelegten ressentimentgeladenen symbolischen Gewalt.

Allein: Diese soziologische Kritik der Urteilskraft des „common sense of social structure" zielt ja gerade auf eine Kritik der soziologischen Urteilskraft aktueller Entstrukturierungstheorien, welche nun einmal, wenn schon nicht immer unbedingt hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen „reflektiert", so doch „reflexiv" bzw. „rekurrent" sind und als eine besondere Variante der „self-fulfilling prophecy" immer auch auf eine von ihnen mitvollzogene und -getragene Dekonstruktion kollektiver symbolischer Repräsentationsformen der Sozialwelt verweisen, deren Strukturen schlichtweg „unsagbar" werden.

Anmerkungen

1 Man fühlt sich an Marxens polemische Stellungnahmen zu dieser durchaus traditionsreichen „Sonderart" erinnert: „Ja, die deutsche Geschichte schmeichelt sich einer Bewegung, welche ihr kein Volk am historischen Himmel weder vorgemacht hat noch nachmachen wird. Wir haben nämlich die Restaurationen der modernen Völker geteilt, ohne ihre Revolutionen zu teilen", und weiter: „Wir sind die philosophischen Zeitgenossen der Gegenwart, ohne ihre historischen Zeitgenossen zu sein." (1974a: 379), wobei letztere Feststellung unter den gegebenen Bedingungen einfach umzukehren wäre.

2 Ralf Dahrendorf wies schon im Jahre 1960 nicht zuletzt mit Blick auf Schelsky darauf hin, daß die soziologische Analyse der industriellen Gesellschaft mit ihrem Hang zum Harmonisieren (Stichwort „nivellierte Mittelstandsgesellschaft", „klassenlose Gesellschaft") weithin nichts anderes sei, als „die Ideologie jener bürokratisch-kleinbürgerlichen Schicht, die sich selbst als ‚Mittelstand' beschreibt [...] – eine Schicht, der übrigens auch die Soziologen selbst zugehören" (Dahrendorf 1986: 72). Mit dieser Kritik am „Soziozentrismus" der Gesellschaftsperspektive der Soziologen führte er – bewußt oder nicht – die von Marx in seiner „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie" (1974a: 389) begründete Traditionslinie der Kritik der „Deutschen Ideologie" fort, wo es treffend heißt: „Sogar das moralische Selbstbewußtsein der deutschen Mittelklasse beruht nur auf dem Bewußtsein, die allgemeine Repräsentantin der philisterhaften Mittelmäßigkeit aller übrigen Klassen zu sein."

3 Auch hier mag es gestattet sein, nochmals an Marxens allgemein treffsichere Polemik anzuschließen: „Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce" (Marx 1974b: 115).

4 Einer der wenigen Soziologen, die hierzulande sehr reflektiert auf diese Probleme hingewiesen haben, ist P.A. Berger (1987, 1988, 1989).

5 Für einen interkulturellen Vergleich der unterschiedlichen gesellschaftlichen Repräsentationen von Familie und deren Verhältnis zum Staat in Frankreich und Deutschland vgl. Schultheis 1991.

6 Zum hier angesprochenen Postulat des relationalen Denkens vgl. Bourdieu 1974, 1992c: 196–206.

7 Im metaphorischen – und betreffs der nachfolgend beschriebenen Untersuchungen durchaus mit „spielerischem Ernst" gebrauchten – Sinne könnte man davon sprechen, daß der „cadre" den „Joker" aus dem französischen Kartenspiel darstellt. Fragt man nun obstinat, warum diese Karte beim Rommé eine zentrale Rolle spielt, beim deutschen Skat jedoch fehlt, so hilft es auch nicht, sich über mögliche Analogien und Homologien im Verhältnis von Joker und As auszulassen: man ist in einem an-

deren Gesellschaftsspiel mit anderen Regeln und die Wertigkeiten der einzelnen Karten verstehen sich allein relational im Rahmen der von den Spielregeln zugewiesenen Rollen. Fragt man nach dem Regelsystem, daß diesem im deutschen Gesellschaftsspiel unbekannten „Joker" seinen herausragenden Ort zuweist, so kommt unseres Erachtens dabei der amtlichen französischen Statistik und ihren gerade im deutsch-französischen Vergleich hervorstechenden Besonderheiten ein ausschlaggebendes Gewicht zu.

8 In bezug auf unser Thema könnte man hier auch von „Atlanten des sozialen Raums" sprechen, in dem der „cadre" auf vielfältige Weise seine Konturen erhält. Er stellt sich als Ort in einer komplexen Sozialtopographie dar, die Auskunft gibt über die spezifische Altersstruktur, die geschlechtsspezifische Zusammensetzung, das durchschnittliche Bildungsniveau, das Durchschnittseinkommen, die Konsumgewohnheiten, die Ausstattung der Haushalte, Freizeitverhalten, Mortalität und Natalität usw., wobei sich diese wechselseitig verstärkenden Profilierungen des „cadre" nur in Relation zu den „Nichtcadres", nur als Differenz und Niveauunterschied auf sozialtopographischer Ebene verstehen lassen.

9 Zur Entwicklung der französischen Berufsstatistik vgl. Desrosières 1977 sowie Desrosières/Thévenot 1988.

10 Letztendlich stellt sich die Frage nach den Grundlagen für die ausgeprägten Differenzen der öffentlichen Repräsentationen gesellschaftlicher Strukturen – man könnte von einem hierarchiebetonten Schichtmodell der französischen und einem planen, an Kriterien bürokratischer Rationalität orientierten deutschen Modell sprechen. Die in der deutschen Rezeption französischer Sozialstrukturanalysen beliebte Erklärungsformel, diese Differenzen als Reflexe effektiver soziostruktureller Differenzen beider Länder anzusehen (Kontraste der Einkommens- und Vermögensstruktur; deutliche Schließungsprozesse durch das Bildungswesen – man denke an die Eliterekrutierungsinstitutionen der Grandes Ecoles etc.) scheint uns, wie schon mehrfach angedeutet, *für sich genommen* nicht ausreichend zu sein.

11 Dies ist natürlich „understatement", denn die CSP sind, über den für sie sprechenden „pragmatischen" Umstand hinaus, daß sie ihre Funktionstüchtigkeit für eine statistische Erfassung sozialer Regelmäßigkeiten mittlerweile tausendfach unter Beweis gestellt haben, natürlich sehr wohl auch theoriegeleitet konstruiert. So wie der oben zitierte Oberregierungsrat Zopfy sich mit seinem Vorschlag für eine soziologienahe Sozialstatistik direkt in der von Theodor Geiger begründeten Traditionslinie hätte verorten können, so steht auch die Konstruktion Portes direkt in der auf Maurice Halbwachs zurückführenden, weitgehend ähnlichen französischen Forschungs- und Theorietradition. Letzterer hatte im übrigen in der Zwischenkriegszeit eng mit den Statistikern des INSEE-Vorläufers zusammengearbeitet, und seine „Psychologie sozialer Klassen" mit ihren je typischen Gestaltungsweisen des Alltagslebens scheint im übrigen auch von den Arbeiten Geigers beeinflußt zu sein. Daß ein bedeutender französischer Traditionsstrang der Soziologie sich sozialstruktureller Ungleichheiten als dem „Lackmuspapier" par excellence für die Gesellschaftsanalyse bedient hat, wurde am Beispiel eines ihrer frühen Vertreter, Edmond Goblot (Schultheis 1994), sowie am Beispiel eines ihrer wohl exponiertesten zeitgenössischen Vertreter, Pierre Bourdieu (Egger/Pfeuffer/Schultheis 1996), der wiederum in der Nachfolge Halbwachs' und Goblots steht, exemplarisch gezeigt.

12 Auch die beim CNRS, dem nationalen Forschungszentrum Frankreichs, angesiedelten Forschungseinheiten übernahmen rasch die „CSP" für die unterschiedlichsten Forschungsvorhaben, und kommerzielle Markt- und Meinungsforschungsinstitute schlossen sich ebenfalls an, so daß man bald von einer gesamtgesellschaftlichen Verbreitung und – wenn auch ungeschriebenen, so doch faktischen – „Verbindlichkeit" dieses statistischen Instrumentes sprechen konnte.

13 Eine umfassendere Präsentation der Ergebnisse dieser Untersuchung in Buchform ist für 1996 vorgesehen.

14 Vgl. hierzu auch die Arbeiten von A. Desrosières 1992, 1993, bes. S. 180–257.

15 Hier sei daran erinnert, daß die Kategorien der „Stellung im Beruf" im Kontext arbeits- und sozialversicherungsrechtlicher Schließungen entstanden sind und hier wohl bis heute ihr eigentliches „raison d'etre" finden. Daß auch dieses mittlerweile brüchig geworden ist, zeigt sich auf vielfältige Art und Weise. So sind etwa nach einem 1990 gefällten BVG-Urteil im Jahr 1993 die unterschiedlichen Kündigungsfristen für Arbeiter und Angestellte angeglichen worden und ist z.B. die Daimler-Benz-AG dazu übergegangen, eine Vielzahl ihrer „Produktionsarbeiter" zu „Angestellten" umzuwidmen. Ohnehin ergeben sich seit geraumer Zeit beachtliche Probleme der Zuordnung von Berufsprofilen in diese fossilen Kategorien: Ist Striptease geistige oder körperliche Arbeit? Wird die Zahnlaborantin adäquaterweise als „Arbeiterin" eingestuft? Fraglos allein dürfte der Umstand sein, daß ein „Beamter" ein „Beamter" ist, womit möglicherweise ein nicht zu unterschätzender Beharrungsfaktor dieses neo-ständischen Klassifikationssystems angesprochen ist.

16 Für eine Kritik solcher hierzulande unter dem Label „Lebensstilforschung" figurierenden „Wissenschaft ohne Wissenschaftler", die doch nur eine den *doxa* der sozialen Welt konforme Sicht produziert, vgl. Neveu 1990; Bourdieu 1992b.

Literatur:

Ballerstedt E./W. Glatzer (1979): Soziologischer Almanach. Handbuch gesellschaftlicher Daten und Indikatoren. Frankfurt a. M./New York.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a. M.

Berger, P. A. (1987): Klassen und Klassifikationen. Zur „neuen Unübersichtlichkeit" in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39: 59–85.

Berger, P. A. (1988): Die Herstellung sozialer Klassifikationen: Methodische Probleme der Ungleichheitsforschung. In: Leviathan 4: 501–520.

Berger, P. A. (1989): Ungleichheitssemantiken. Graduelle Unterschiede und kategoriale Exklusivitäten. In: Archives Européennes de Sociologie, Jg. XXX, Heft 1: 48–60.

Boltanski, L. (1989): Die Führungskräfte. Frankfurt a. M./New York.

Boltanski, L. (1990): Sociologie critique et sociologie de la critique. In: Politix, Heft 10/11: 124–134.

Boltanski, L./L. Thévenot (1983): Finding one's place in social space: a study based on games. In: Social Science Information, Vol. 22, 4/5: 631–680.

Bourdieu, P. (1971): Genèse et structure du champ religieux. In: Revue française de Sociologie, XII: 295–334.

Bourdieu, P. (1974): Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie, sowie: Klassenstellung und Klassenlage. In: ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M., S. 7–74.

Bourdieu, P. (1985): Sozialer Raum und „Klassen". In: ders.: Sozialer Raum und „Klassen". Leçon sur la leçon. Frankfurt a. M., S. 7–46.

Bourdieu, P. (1988): La noblesse d'État. Grandes écoles et esprit de corps. Paris.

Bourdieu, P. (1992a): Bezugspunkte. In: ders., Rede und Antwort. Frankfurt a. M., S. 50–75.

Bourdieu, P. (1992b): Meinungsforschung – Eine „Wissenschaft" ohne Wissenschaftler. In: ders., Rede und Antwort. Frankfurt a. M., S. 208–216.

Bourdieu, P. (avec Loïc J. D. Wacquant) (1992c): Réponses. Pour une anthropologie réflexive. Paris.

Dahrendorf, R. (1986): Soziologie und industrielle Gesellschaft. In: ders., Pfade aus Utopia. Zur Theorie und Methode der Soziologie. München, Zürich, S. 64–73.

Desrosières, A. (1977): Eléments pour l'histoire des nomenclatures socioprofessionnelles. In: INSEE (Hrsg.): Pour une histoire de la statistique, Bd. 1. Neuauflage Paris 1987, S. 155–231.

Desrosières, A. (1992): Entre la science universelle et les traditions nationales. In: La cité des chiffres ou l'illusion des statistiques, Autrement, Série Science et Société, 5. Paris, S. 146–159.

Desrosières, A. (1993): La politique des grands nombres. Histoire de la raison statistique. Paris.

Desrosières, A./L. Thévenot (1988): Les catégories socioprofessionnelles. Paris.

Duby, G. (1986): Die drei Ordnungen. Das Weltbild des Feudalismus. Frankfurt a. M.

Durkheim, E. (1968): Les formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie. Paris.

Durkheim, E. (1975): Textes, Bd. 3. Paris.

Durkheim, E./M. Mauss (1990): Über einige primitive Formen von Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen. In: Durkheim, E.: Schriften zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt a. M., S. 169–256.

Egger, St./A. Pfeuffer/F. Schultheis (1996): Bildungsforschung in einer Soziologie der Praxis: Pierre Bourdieu. In: Jahrbuch Bildung und Arbeit, hrsg. von A. Rodax et al., Jg.1. Bielefeld (i.E.).

Krais, B. (1989): Nachwort zur deutschen Ausgabe von: Boltanski (1989), S. 335–344.

Marx, K. (1974a): Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: MEW, Bd. 1. Berlin.

Marx, K. (1974b): Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEW, Bd. 8. Berlin.

Menyesch, D./H. Uterwedde (1982): Frankreich. Opladen.

Neveu, E. (1990): „Sociostyles" ... Une fin de siècle sans classes. In: Sociologie du travail 2: 137–154.

Porte, J. (1961): Les Catégories Socioprofessionnelles. In: G. Friedmann/P. Naville (Hrsg.), Traité de Sociologie du travail, t. 1. Paris, S. 240.

Rosch, E. (1973): On the internal structure of perceptual and semantic categories. In: T. E. Moore (Hrsg.), Cognitive Development and the Acquisition of Language. New York, S. 111–114.

Rosch, E. (1977): Classification of real-world objects: origins and representations in cognition. In: P. N. Johnson-Laird/ P. C. Wason (Hrsg.): Thinking, Readings in Cognitive Science. Cambridge, S. 212–222.

Rosch, E./B. B. Lloyd (1978): Cognition and categorization. New York.

Schelsky, H. (1979): Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft. In: ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze. München, S. 326–332.

Schultheis, F. (1989): Comme par raison – comparaison n'est pas toujours raison. Pour une critique sociologique de l'usage social de la comparaison interculturelle. In: Droit et Société 11/12: 219–248.

Schultheis, F. (1991): Affaires de famille – affaires d'Etat: des visions et des divisions interculturelles d'une réflexion sociologique. In: F. de Singly/F. Schultheis (Hrsg.), Affaires de famille, affaires d'Etat. Colloque franco-allemand. Nancy, S. 7–22.

Schultheis, F. (1993): Les catégories socio-professionnelles en tant que schèmes nationaux de représentation du monde social: l'exemple allemand. In: M. de Saint-Martin/M. D. Gheorghiu (Hrsg.), Les institutions de formation des cadres dirigeants. Etude comparée. Paris, S. 226–235.

Schultheis, F. (1994): Edmond Goblot: ein Philosoph auf der Suche nach der Logik des Sozialen. In: E. Goblot, Klasse und Differenz. Soziologische Studie zur modernen französischen Bourgeoisie (hrsg. von Franz Schultheis). Konstanz, S. 7–28.

Thévenot, L. (1992): Des chiffres parlants: mesure statistique et jugement ordinaire. In: La cité des chiffres ou l'illusion des statistiques, Autrement, Série Science et Société, 5. Paris, S. 130–142.

Zopfy, F. (1955): Die statistische Erfassung des Berufes und der sozialen Stellung für ökonomische und soziologische Untersuchungen. In: Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 39: 305–311.

Ludgera Vogt

Ehrungen im Systemwechsel. Zur Ehre und ihren sozialen Funktionen unter Bedingungen radikalen politischen Wandels

Ehre ist auch in modernen Gesellschaften ein wichtiger Faktor der Strukturierung. Sie übt in der sozialen Welt Funktionen der Differenzierung, Machtgenerierung sowie der Integration aus. *Eine* der zentralen Institutionalisierungsformen von Ehre ist das Interaktionsmuster der Ehrung. In der Moderne wird durch Ehrungen die Konstitution und Distribution von Ehre gesteuert.
Im vorliegenden Beitrag wird nach einigen theoretischen Ausführungen die Logik von Ehrungen anhand von kurzen Fallstudien aus der Situation des gesellschaftlichen Umbruchs nach 1989 beschrieben. Umbrüche und Transformationsprozesse lassen die Mechanismen der Ehrung besonders deutlich hervortreten. Analysiert werden u.a. die Ehrungen für tschechische Reformpolitiker, für den früheren SED-Chef Erich Honecker sowie für den heutigen Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg Manfred Stolpe. Zum Schluß wird die Frage aufgeworfen, inwiefern Ehre die Subsystemgrenzen moderner Gesellschaften grundsätzlich transzendiert.

1. Einleitung

Ehre ist ein schillernder Begriff. Über seine verschiedenen Verwendungsweisen hinweg zeigt er auch heute noch in den entsprechenden sozialen Situationen einen besonderen, außeralltäglichen Ernst an. Zwar hat die alte Spruchweisheit „Ehre verloren, alles verloren" in der Gegenwartsgesellschaft einiges von ihrem Schrecken verloren, und tödliche Duelle finden in unseren Breitengraden kaum noch statt. Dennoch zeigt sich bei genauerem Hinsehen, daß viele der Mechanismen, die Max Weber und Georg Simmel für die Sozialwelten der Jahrhundertwende beschrieben haben, noch ebenso wirksam sind wie die Logiken des symbolischen Kapitals der Ehre, die Pierre Bourdieu in der nordafrikanischen Berbergesellschaft der Kabylen beobachtete (vgl. Simmel 1992: 77ff. und 599ff., Simmel 1989: 190ff., Weber 1976: 531ff. und Bourdieu 1976; vgl. auch Elias 1989 und Speier 1952).

Soziologen und Historiker haben der Ehre viel zu früh einen Totenschein ausgestellt (vgl. etwa Berger 1975, Frevert 1991 und 1994). Ich möchte in diesem Beitrag anhand eines kleinen Ausschnittes[1] zeigen, wie sehr die Ehre auch in modernen Gesellschaften bei Prozessen der sozialen Differenzierung, der Machtgenerierung sowie der Integration wirksam ist. Als konkreter Gegenstand dienen Ehrungen, und als Kontext habe ich den Systemwechsel von realsozialistischen zu bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften ausgewählt, der nach 1989 in Europa stattgefunden hat. Im Systemwechsel treten die Logiken der Ehre besonders deutlich hervor. Zunächst möchte ich – nach einer kurzen Gegenstandsbestimmung – einige Dimensionen der Ehre in der modernen Gesellschaft skizzieren. In einem zweiten Schritt wird der Zusammenhang zwischen Ehre und Ehrung erläutert und ein Ansatz zur Theorie der Ehrung entworfen. Den dritten Teil bilden dann die Fallstudien u.a. zu den tschechischen Reformern, zu Erich Honecker und zu Manfred Stolpe. Zum Schluß wird die Frage aufgeworfen, inwiefern Ehre grundsätzlich die Subsystemgrenzen moderner Gesellschaften transzendiert.